SUDETEN LAND

VIERTELJAHRESSCHRIFT

für Kunst

Literatur

Wissenschaft

und Volkstum

DRITTER JAHRGANG

HEFT II 1961

KARL IV.
Aus einem Votivbild des Erzbischofs Ocko von Vlaschim (nach (1370).

Heinz Zatschek

Der Sudetendeutsche Karlspreis

Seit die Waffen schweigen, werden zwei Karlspreise in Mitteleuropa verliehen, der eine von der Stadt Aachen in Erinnerung an Karl den Großen, der andere, der Europäische Karlspreis der Sudetendeutschen, von der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, 1957 in Erinnerung an Karl IV. gestiftet. Er ist ein Mahnruf nach einer gerechten Völkerordnung in Mittel- und Osteuropa, mit ihm werden Persönlichkeiten aus Politik, Geistesleben und Wirtschaft ausgezeichnet, die sich besondere Verdienste um die Verständigung und die Zusammenarbeit der Völker Mittel- und Osteuropas erworben haben. Der Preis wird zur Mahnung an uns, zur Besinnung und zur Erkenntnis in Gestalt einer Medaille mit einem Bild des Luxemburgers an einem schwarz-rot-schwarzen Band verliehen.

Wenn die Sudetendeutschen diesen Preis mit Karl IV. in Zusammenhang bringen, dann denken sie nicht an den König in Böhmen, sondern an den römischen Kaiser; damit zeigen sie ein gutes historisches Verständnis. Denn dieser vierte Karl hat lange als des Reiches Erzstiefvater gegolten. Noch vor einem Menchenalter hätte niemand daran denken können, mit einem Preis gerade Karl IV. in den Mittelpunkt zu rücken.

Wer auch nur einen Blick auf die zeitgenössischen Darstellungen dieses Kaisers geworfen hat, der weiß, dieser ist nicht eine Lichtgestalt gewesen wie der Hohenstaufe Friedrich Barbarossa, auch kein Eroberer, sondern ein Großkaufmann, ein kühler Rechner, der sorgsam Für und Wider erwog, der genau wußte, daß man durch Zuwarten ans Ziel gelangen kann, wenn etwas beim ersten Mal nicht glückt. Auch sonst ein eigenartiger Mann, dieser Luxemburger, der nicht nur schreiben konnte, sondern auch eine Reihe von Werken verfaßt hat, unter denen seine Jugenderinnerungen den ersten Platz einnehmen. Ein Herrscher, der fünf Sprachen beherrschte, Deutsch und Tschechisch, Französisch und Italienisch, und natürlich Latein. Ein Fürst, der mehr von Europa gesehen hatte als seine Vorgänger, mehr auch als Karl der Große und Friedrich II. Gesehen und erlebt, nicht nur auf Kriegszügen flüchtig durchstreift, ein Fürst, der Jahre seines Lebens in einem Land zugebracht hatte, in dem zwei Völker neben- und untereinander lebten. All das zusammen hat eine Weite des Blicks und eine frühe Reife des Urteils zur Folge gehabt, die für seine großen Leistungen eine unerläßliche Voraussetzung waren.

Man muß staunen, daß dieser Fürst, noch mitten in den Auseinandersetzungen mit seinen Gegenkönigen und nicht viel älter als dreißig Jahre, eine der entscheidendsten Erkenntnisse in die Tat umgesetzt hat, daß ohne geistige Bande ein Herrschaftsbereich nicht zusammengehalten werden kann. Ewig denkwürdig die Stiftung der ersten Universität diesseits der Alpen und des Rheins 1348 in Prag. Diese Universität, die keineswegs eine Landesuniversität war, bestimmt nur für die Untertanen des Königs

von Böhmen, sondern eine Reichsuniversität, deren Hörer, in vier Nationen gegliedert, nicht nur aus dem Reich gekommen sind, sondern ebenso aus dem Norden und aus dem Osten. Die Alma mater Carolina hatte eine Sendung, die nicht hinwegzudenken ist aus der einmalig- und einzigartigen Blütezeit der Sudetenländer unter Karl IV., an der Deutsche wie Tschechen in gleicher Weise teilgenommen haben.

Ein zweites: als guter Rechner hat der Kaiser auch gewußt, daß seine Rolle in Europa immer gewichtiger werden mußte, je mehr seine Hausmacht wuchs. Darum hat er mit allen Mitteln an ihrer Vergrößerung gearbeitet, mit allen, nur zu den Waffen hat er nicht gegriffen. Wer so wie Karl römischer Kaiser war, durfte sich die Fähigkeit zutrauen, in seinem engeren Herrschaftsgebiet über verschiedene Stämme und Völker zu gebieten. Was ihm vorschwebte, war nichts anderes als eine Zusammenfassung der Länder, die später den Kern des Habsburgerreiches gebildet haben. In seinen Plänen spielte die Gewinnung Österreichs eine beachtliche Rolle. Das war keine Utopie, sondern lag eine Zeitlang im Bereich des durchaus Möglichen. Die Mark Brandenburg hat Karl IV. dem Haus Luxemburg gewonnen, dank seiner Vorbereitungen ist später dann sein Sohn Sigismund König von Ungarn geworden. Hätte Karl diese Pläne in die Tat umsetzen können, dann wären mit Ausnahme des Ordenslandes alle Länder unter luxemburgische Herrschaft gekommen, in denen seit den Tagen Karls des Großen Deutsche eine neue Heimat gefunden hatten.

Schon das Ausweiten der Hausmacht ohne Krieg würde die staatsmännischen Fähigkeiten dieses Kaisers in ein besonderes Licht rücken. Der Größe der ihm gestellten Aufgaben wird man erst recht inne, wenn man ganz flüchtig nur die Zeiten des ersten und des vierten Karl miteinander vergleicht. Damals die Länder rechts und links des Rheins ein Herrschaftsgebiet, dem in Europa kein anderes gleichkam, auch Ostrom nicht. Jetzt auf der anderen Seite des Rheins ein Frankreich, längst nicht mehr bereit, eine Führerrolle des Reichs anzuerkennen, ein Frankreich im Aufstieg, trotz aller Rückschläge. Und im Osten? Unter Karl dem Großen hatte es hier überhaupt keine Herrschaftsbereiche gegeben, denen man den Rang eines Staates zubilligen dürfte. Unter Karl IV. aber herrschen in Polen und Ungarn Könige, denen die Mit- und Nachwelt den ehrenden Beinamen „der Große" gegeben hat. Noch zu Karls Zeiten schmelzen diese beiden Königreiche zu einem Großstaat zusammen, der tief in den Osten und in die Balkanhalbinsel hineingreift. Durch diese Entwicklung erst ist das Reich aus seiner Randlage an den Grenzen des christlichen Abendlandes zur Mitte Europas geworden, Mittler zugleich für seine Nachbarn im Osten, eine Sendung auch dies, deren Träger niemals ein Volk hätte werden können, das nicht fähig gewesen wäre, die Würde des Menschen auch im Andersvölkischen zu erkennen.

Werden unbestreitbar an die Staatskunst eines Herrschers in der Mitte Europas besondere Anforderungen gestellt, so war der römische Kaiser zudem noch Schutzvogt der römischen Kirche und als solcher zu Leistungen verpflichtet, die gleichfalls nicht einem Volk allein zugute kamen. Nun hatte zu dem Zeitpunkt, zu dem Karl IV. im Reich und in Böhmen zur Herrschaft kam, der Papst seinen Sitz nicht in Rom, sondern in Avignon, dem Druck und dem Einfluß der französischen Könige ganz anders ausgesetzt, als das je in früheren Zeiten die Kaiser mit den Päpsten versucht hatten. Kein Zweifel, das Papsttum gehörte in die ewige Stadt. Und daß Karl IV. dazu beigetragen hat, daß die Kurie zum Grab des hl. Petrus zurückkehrte, kann

auch dadurch nicht entwertet werden, daß gegen Ende seines Lebens ein Schisma ausbrach, mit je einem Papst in Rom und Avignon.
Wer große Räume kennen gelernt hat und von Wirtschaft etwas versteht, der wird und muß auch der Entwicklung des Fernhandels sein Augenmerk zuwenden. Die Leistungen des Luxemburgers auf diesem Gebiet haben schon seit längerer Zeit entsprechende Beachtung gefunden. Belebung alter Handelsstraßen, Anbahnung neuer Handelswege, Einbeziehung der Hanse von der Spitze des Reiches her, was vor Karl IV. kein Kaiser geplant hatte, die Absicht, Moldau und Donau durch einen Kanal zu verbinden, all das sind Gedanken, die in einem Zeitalter besondere Beachtung verdienen, in dem die Wirtschaft die Politik bestimmt.
Sicherlich hat Karl IV. nicht alles allein erwogen und beschlossen, überblickt man aber seine mehr als ein Menschenalter währende Herrschaft, dann erkennt man, daß dieser Kaiser auch das Detail beherrscht und sich darum auch bekümmert hat, bis zu dem Erwerb von Burgen und Dörfern.
Wozu aber diese unermüdliche Arbeit im Kleinen und im Großen, wenn nach dem Tod des Schöpfers alles zusammenbrach? Seit Rudolf von Habsburg 1291 die Augen geschlossen hatte, hat immer wieder ein anderes Fürstenhaus den nächsten König gestellt. Das gerade hat Karl IV. verhindern wollen. Er muß an die Untrennbarkeit der Kronen des Reiches und Böhmens geglaubt haben. Daß er die Reichskleinodien auf der Burg Karlstein aufbewahren ließ, würde als Beweis noch nicht genügen. Daß er verlangte, die Söhne der weltlichen Kurfürsten sollten sich die Kenntnis der tschechischen Sprache aneignen, weist dagegen bereits in diese Richtung. Das steht in der Goldenen Bulle des Jahres 1356, die Rechte und Pflichten der geistlichen und weltlichen Kurfürstentümer zusammengefaßt hat und Doppelwahlen ausschließen sollte, die in der deutschen Geschichte eine unheilvolle Rolle gespielt und das Reich um seine führende Rolle im christlichen Abendland gebracht haben. Man hat die Goldene Bulle, die auch Bestrebungen aus früheren Jahren verarbeitet hat, als Reichsgrundgesetz gekennzeichnet. Jedenfalls ist sie in Kraft gestanden bis zum Ende des Reiches im Jahre 1806.
Wir behaupten nicht, daß 450 Jahre zuvor dem Luxemburger dies vorgeschwebt haben könnte, ebensowenig wie man behaupten dürfte, er habe wissentlich zum Werden der neuhochdeutschen Sprache beigetragen, die unsere Sprache ist. Aber von dem Weg, der zu ihr führt, ist die Reichskanzlei in den Tagen des Luxemburgers nicht wegzudenken. Wäre aus diesen weitabliegenden Zeiten nichts anderes zu vermelden als die Entstehung der Universität in Prag und das Werden unserer Sprache, wir müßten sie als wahrhaft glücklich bezeichnen.
Die Größe Karls IV., und damit kommen wir noch kurz auf die Sudetenländer selbst zu sprechen, beruht aber auch darauf, daß unter ihm die bildenden Künste gediehen und daß er sich um die Volkszugehörigkeit der Künstler nicht gekümmert hat. Könner mußten sie sein, und was da Franzosen, Italiener, Deutsche aus dem Reich und aus den Sudetenländern, wohl auch Tschechen geleistet haben, ist heute noch so edel, so beglückend und so reif, daß man begreift, damals sei Böhmen und in Böhmen Prag der Mittelpunkt Europas gewesen, von dem Einflüsse nach allen Seiten hin ausstrahlten, bis hinein in die von Romanen bewohnten Länder unseres Erdteils. Was damals geschaffen wurde, ist nicht Besitz eines Volkes allein, aber daß gerade den Sudetendeutschen diese Schöpfungen ans Herz gewachsen sind, an denen

ihre Vorfahren mitgewirkt haben, das darf niemand verwundern und so danken wir alle Gott, daß im letzten Krieg nur wenig von dem zerstört worden ist, was unter Karl IV. begonnen oder vollendet wurde.

Vielleicht wird man uns vorwerfen, daß wir in Karl in erster Linie eben doch den Vater Böhmens sehen. Darauf könnten wir antworten, wenn ein Teil eines Ganzen eine derartige Blütezeit durchgemacht hat, kann der Rest nicht dahingesiecht haben. Wenn die Sudetendeutschen einen Preis stiften wollten, einen europäischen Preis, und wenn dieser mit einer Herrschergestalt des Sudetenraumes in Zusammenhang gebracht werden sollte, dann konnte nur Karl IV. in Erwägung gezogen werden. Man könnte diesen Preis auch Friedenspreis nennen. Die Geschichte meldet nichts von Kriegen und Siegen des Luxemburgers, deren Folgen ein anderes Staatswesen oder ein anderes Volk leidvoll zu ertragen gehabt hätte. Seine Kundmachungen ermangeln volltönender Phrasen und der Drohungen. Wozu auch hätte er sich ihrer bedienen sollen?

Dieser Fürst war begabt mit einem untrüglichen Instinkt für das Erreichbare auf dem Gebiet der Politik und der Wirtschaft. Deswegen konnte er zuwarten und später auf Pläne noch einmal zurückgreifen, wenn seine Gegner meinten, er habe sie schon längst begraben. Manche der Wege, die er eingeschlagen hat, dünken uns etwas eigenartig, durchaus nicht immer vorbildlich. Wenn man aber auf die Leistungen blickt, dann hat der Luxemburger Großes geplant und von seinen Absichten immerhin soviel verwirklicht, daß er zu den bedeutenden mittelalterlichen Kaisern gezählt werden darf.

Ist es da noch wichtig oder notwendig, zu fragen, welchem Volk Karl IV. zugezählt werden kann, dessen Vater aus dem Westen, aus Luxemburg stammte, während seine Mutter eine przemyslidische Prinzessin war und einer Familie angehörte, die man alles andere eher als rein tschechisch bezeichnen darf? Ein Mensch, der so sehr in Europa herumgekommen war wie Karl IV., mußte zu der Einsicht gelangen, daß man Gegensätze zwischen Völkern nicht vertiefen darf, sondern sie zu überbrücken trachten sollte. Es gibt zahlreiche Urteile über diesen Kaiser, angefangen von seinen Zeitgenossen bis in die jüngste Gegenwart. Das bedeutsamste dürfte doch ein Zeitgenosse gefällt haben, der Abt Ludolf von Sagan. Er berichtet, Karl IV. habe es verstanden, zwischen Deutschen und Tschechen zu vermitteln und Gegensätze zu überbrücken.

Fassen wir zusammen: durch ein Menschenalter hat der Luxemburger seines hohen Amtes mit Geschick und Geduld gewaltet. Soweit es möglich war, hat er dem Reich, seinen verschiedensprachigen Angehörigen und weiten Teilen des christlichen Abendlands Frieden gewahrt. Was war also dieser Kaiser wirklich? Ein Europäer, den gerade wir uns in Erinnerung rufen müssen, weil wir am eigenen Leib erleben, wie schwierig es ist, dem Gedanken zum Durchbruch zu verhelfen, daß die Völker dieses Erdteils eine Schicksalsgemeinschaft bilden und daher das Trennende überbrücken müssen.

Der Karlspreis der Sudetendeutschen mahnt uns an das ganze Europa und er mahnt Europa selbst.

Heinz Zatschek

The Sudeten German Charles Prize (Extract)

After the War two Charles Prizes have been awarded, one by the City of Aachen in commemoration of Charles the Great, the other one, the European Charles Prize, by the Federal Assembly of the Sudeten German Association in commemoration of Charles IV, Emperor of the Luxembourg dynasty. By the latter leading figures of political, cultural and economic life are honoured who have deserved well about the cooperation of the peoples in Central and Eastern Europe. The medal showing the Emperor's image is worn on a black-red-black ribbon.

For a long time Charles IV used to be called "the Reich's Arch-Stepfather". He certainly was not a radiant hero such as Frederick Barbarossa of Hohenstaufen, but rather a clever wholesale merchant and cool accountant, who knew five languages, wrote a number of books and had seen more of Europe than even Charles the Great or Frederick II of Hohenstaufen. When he was hardly 30 years old, he understood his Empire's need of a cultural centre, and therefore founded the first university this side of the Alps and the Rhine, in Prague in 1348. And that "Arch-Stepfather" did not found it as a university of the Land (of Bohemia), but of the Reich, and the students, who were organised in four "nations", did not come only from the Reich, they came were from Eastern and Northern Europe.

He tried to increase the power of his dynasty by all means — short of war. He obviously aimed at the union of those lands which later on were to form the core of the Habsburg dominion, and the acquisition of Austria played a great role in his scheming. He did win the March of Brandenburg, and owing to his planning his son Sigismund was later crowned King of Hungary. Such successes prove him a great political leader. When Charles the Great reigned, the lands east and west of the Rhine had been one great realm unequalled in Europe; now there were important kingdoms adjoining in the East and the West, and thus the Reich had become Europe's Centre and the mediator between East and West; which change alone shows the greatness of the political problems confronting him. Further commitments were in his role of the Pope's Patron who then lived at Avignon exposed to political pressure from the French King; he tried, of course, to promote the Pope's return to St. Peter's Tomb, and the schism which ensued at the end of his life, cannot detract from his merits.

He encouraged long distance trade opening up new lanes and reviving old. The Hanseatic League was for the first time made an object of imperial planning, and he even intended to link Moldau and the Danube by a canal.

He must have believed that the Crowns of Bohemia and of the Reich were inseparable. He built the Castle of Karlstein to keep the Imperial Crown Jewels, and demanded that the sons of the temporal Electors should learn Czech (in the Golden Bull of 1356). The New High German language would not have developed without Charles and his Chancery. The arts were thriving, and the Emperor did not care whether the artists were French or German, Italian or Czech. Their works prove that then Prague was the centre of Europe — let us thank God that the last war destroyed so few of them.

Thus it stands to reason why Charles IV was the appropriate Imperial figure to name a European Prize after; and since there are no blood-stained victories to his debite, we can justly call it a Peace Prize. Is there much sense in asking which nation he belonged to? His father had come from Luxembourg, his mother was a Premyslidic princess, i. e., she came from a family which was far from being purely Czech. He saw that the antagonisms between the nations must be bridged, not deepened, and such bridge-building was his aim also between the Czechs and Germans according to the testimony of Abbot Ludolf of Sagan, a contemporary. For a generation he preserved peace in his polyglot Reich and in wide parts of Europe, he was a European indeed. We who have experienced how hard it is to make the peoples of this Continent to realise their common destiny, have good reason to keep him in mind. The Charles Prize will remind us of him, and it will call up the idea of Europe itself.

Josef Schneider

ABER DAS HERZ . . .

Alles sank in mir dahin,
Haus und Garten und Baum.
Blieb nicht mehr mir zurück
Als ein Erinnern, ein Traum.
Und ich sage mir oft,
Mich vor Schwermut zu wahren:
Trügerisch waltet der Tag.
Laß Vergnügliches fahren!
Leichter gesagt, denn getan:
Hängt das Herz doch daran!

Wälderweit das Gebirg
Schirmte vor Ungemach,
Barg bescheidene Welt.
Liedreich rauschte der Bach.
Wuchsen mir Baum und Strauch,
Die gepflanzt meine Hand.
Alles dahin wie ein Hauch.
Baute ich denn auf Sand?
Bleibendes keiner gewann.
Aber das Herz hängt daran.

Unterm eigenen Dach
Wußte ich Buch und Bild,
Fand im Scheine der Lampe
Sorgen und Sehnsucht gestillt.
Allem, was mein, war eigen
Farbe und Ebenmaß,
Wie ich selbst sie erwählt:
Tisch und Teller und Glas.
Laß vergänglichen Wahn! — —
Aber das Herz hängt daran.

All das Neigen und Blühn,
Frühlingwiese am Hang,
Falterflug, Bienengesumm,
Häherschrei, Vogelsang —
Ach, und das Glück der Stunden,
Das ich mit Freuden genoß,
Wenn das Dunkel des Abends
Über die Berge floß —
Gern vergäß ich den Wahn!
Aber das Herz hängt daran.

Johannes-H. Strosche

Herbert Cysarz

Zum 65. Geburtstage des Kulturpreisträgers 1961

Die Wesenheit Herbert Cysarz', des diesjahrs 65jährigen sudetendeutschen Geistes- und Literaturwissenschaftlers, Hochschullehrers und Schriftstellers, zu deuten suchen, heißt — wie so oft — im Einzelnen ein Gesamt und im großen Ganzen ein Einmalig-Besonderes umgreifend zu erhellen trachten.

Ganz abgesehen von dem verehrungs- wie liebenswerten Menschen Herbert Cysarz, dem „geistigen Vater" so vieler Sudetendeutschen im Felde von Wissenschaft, Kunst und geisteswissenschaftlich bestimmter Politik von gestern und heute, dem unser aller Glückwunsch und ein dankesbewußter „ad-multos-annos!"-Zuruf zum 29. Jänner 1961 gilt, erheischt sein wohl einmaliges Lebenswerk immer wieder eine würdigende Deutung, die diesem „Grenzfall der Wissenschaft" annähernd gerecht zu werden vermöchte.

Herbert Cysarz' Lebensweg, seine Lehr-, Wander- und Meisterjahre stehen, so möchte ich meinen, nicht nur im Banne einer seltenen individuellen seelisch-geistigen (stets spannungsträchtigen) Koexistenz von Kunst, Philosophie und Religion und der sich aus ihr zwangsläufig ergebenden Sehnsucht nach letztgültiger Gesamtschau aller Dinge, sondern nicht zuletzt auch im Zwange einer ganz besonderen Welt, der wir alle — wir mit ihm! — entstammen — des ostmitteleuropäischen Raumes. Die Geistes-, besser: Seelengeschichte dieses Raums (voll potenzierter Tragizität europäischen wie gesamtdeutschen Schicksals zwischen West und Ost) zu schreiben, ist fraglos eine (schier unlösbare) Aufgabe, die uns und Künftigen aufgegeben bleibt. Sie wird, fußend auf Teilerkenntnissen landschaftlich-historischer, geopolitischer, ethnischer und ökonomisch-soziologischer Art, über die Durchleuchtung der Wesensarten seiner Völker und Volksgruppen hinaus eine weitestgegenständliche, -zeitliche und -räumige („ostkundige") Deutung der seelisch-geistigen Bewegkräfte besagten Raumes zu geben haben. Aus ihr sollte dann, eindeutiger und einprägsamer — aber auch wohl politisch praktikabler denn bislang — dieses „Zwischeneuropa" als eine Besonderheit aufleuchten, die jeden Einzelnen in ihm, zuvörderst aber seine Völker unverkennbar mitgeformt und -geprägt hat.

Herbert Cysarz' Forscher-, Lehrer- und Künstlertum trägt m. E. fraglos zahlreiche Spuren obgenannter (raumbezogener wie -geformter) Triebkräfte in sich. Es ist einem spannungsträchtigen und auf Synthesen, d. h. auf (nicht zuletzt mittels schöpferischer Phantasie heraufgeführte) erfühlbare Einheiten ausgehenden Geiste entsprungen, der vermittels dialektischer Prozesse, die sich im transzendentalen Berührungsbereiche

von Immanenz und Transzendenz „entzünden", nach dem großen Einklang von Geist und Tat, Wissen und Leben ausgeht. Sein Standort, sein Weg und sein Ziel sowie die Art, diesem Ziele zuzustreben, sind, so möchte ich zu behaupten wagen, auch Fleisch vom Fleische deutscher „Neustämme" - Welt und ostmitteleuropäischer Seelenstruktur. Seine Grund- und Baugesetze spiegeln — abzüglich geheimnisvoll-einzigartiger, individueller Genialität — „in nuce" die des „gemengenreichen" „zwischeneuropäischen" Raumes wider. Wer wollte denn leugnen, daß „Zwischeneuropa" als Durchgangsland, Sickergebiet und Auffangbecken, als Begegnungs-, Verzahnungs- und Spannungsfeld im In- und Nebeneinander, als Brücke, Klammer und Frontenfeld eigenstgültiger Art seine Menschen allerzeit und allerorten mehr denn andere Europäer zu dialektisch-synthetischen Denkprozessen voller Gefahr, doch auch beglückenden Erfolges zwingt? Wer könnte bestreiten, daß in diesem Überlagerungsbereiche von ost-westlichen wie west-östlichen Kulturkräften jedermann besonders aufgerufen zu sein scheint, starre, tatgerichtete Enge durch phantasiebeschwingten, weltoffensten Ausgriff in weiteste Ferne zu überwinden, gleichzeitig aber auch das Allgemeinste im Geiste durch alltäglichstes Tun im engbegrenzten Felde von Familie, Heimat und Volk bzw. Volksgruppe zu verwirklichen zu suchen? (Hier wie nirgendwo rufen Seele, Geist und Phantasie nach lebensmächtiger, selbst tragischer Tat, Wollen und Tat nach letztem, Menschenwert und -würde bestätigendem und befestigendem Gesetz. Hier wie nirgendwo reichen sich Gefahren extremen Überschwangs und primitiv-provinzieller Verkrampfung die Hand).

Der bewunderns- und liebenswerteste Grundzug Cysarz'schen Lebens und Werks scheint mir der zu sein, in der Widerspiegelung solch raumgebundener Strukturen deren Gefahren gemeistert und zu fruchtbarsten Synthese-Möglichkeiten emporgezwungen zu haben. Seine Worte setzten, vorzüglich in alter Heimat, immer auch Tat; sein Handeln — keineswegs jeden Irrtums bar (solches geben prahlerisch stets nur diejenigen vor, die „nie dabei gewesen" und offensichtlich immer obenauf sind!) — wurden über vielen durch Lehre, Abhandlung und Buch zu Vorbild, heilsamem Erlebnis und Not-wendiger Waffe. Sein Blick, noch das Verborgenste, kleinst-Besondere erfassend, enträtselnd und lösend, schwingt immerdar zum Größten, Fernsten, Letztgültigen aus. Feind dem Alltäglich-Mittelmäßigen, zwingt seine Phantasie alle Bezüge dialektisch erfaßter „Tatbestände" (in oft barocker Weise) zu neuen Synthesen empor, von denen aus vorletzte Geheimnisse enthüllt und letzte Geheimnisse (im Goetheschen Sinne) ehrfurchtsvoll-schaudernden Herzens erahnt zu werden vermögen. Cysarz hat hierin, das immer auch ein „Gib acht auf die Gassen — blick auf zu den Sternen!" ist, mehr als gesamteuropäische Weite mit sudetendeutschen, ja ostmitteleuropäischen Blickverhaftungen nach einem letztgültigen, zukunftsträchtigen „Etwas" hin gelöst und vereint. Wem entginge es, daß solches Sagen und Tun das übliche Maß sprengen, zu Un- und Mißverständnissen hinführen muß, aber eben darum uns allen bitter nottut? Zumal in einer Zeit, die nach dem Verluste mittelalterlicher wie neuzeitlicher „Naivität" (in Glaube oder Vernunft) in neuestzeitliche „Sentimentalität" und damit Gefährdung des Menschen schlechthin übergesprungen ist. Cysarz' (solcher Gefährdung widerstreitendes) Interesse an den letzten Zusammenwirkensgeheimnissen von Wissen und Leben, Wort und Tat, Phantasie und Macht etc. richtet sich verständlicherweise sowohl auf den großen Gang der Geistesgeschichte im Auf und Ab des Gegeneinanders und des Zusammens wie auf die schlüssigsten, erhellendsten Span-

nungs-„Knotenpunkte" in ihm (z. B. Barock! Schiller! Nietzsche!). Wer als Schüler Herbert Cysarz' in der unvergeßbaren, ehrwürdigen Alma Mater Pragensis an seinen literarhistorischen Gesamtaufrissen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, an seinen Vorlesungen über die Barockzeit, über die klassische Schiller-Goethe-Zeit, über die nachklassische, von Schiller zu Nietzsche und zu noch Jüngeren hinführende Schrifttums- und Geistesgeschichte teilhaben durfte, dem bleiben unverlöschbare Erkenntnisse geschenkt und fürwahr unvergeßbare Erlebnisse gespendet: der (von kulturellen Einzelkräften bewegte) Gesamtablauf neuerer deutscher Dichtung in sich aufladenden, von Jahrhundert zu Jahrhundert in ihren Dominanten wechselnden „Gesetzmäßigkeiten", welche in deutscher Klassik um 1800 ihre (spannungs- und bezügereiche) Synthese finden und darnach neue Mischungsformen erzeugen; die Erhellung, die vom geheimnisträchtigen und phantasiegetragenen Wortkunstwerk auf sämtliche Ebenen des Geistes und der Seele auszustrahlen vermag; die Erfahrung, daß, an Werk wie Leben eines Künstlers sichtbar werdend, Letztwahres und -gültiges über den Menschen, seinen Lebensraum, seine Geschichte und seine Zukunft-Chancen gerade von der Kunst her ausgesagt werden können. Da all dies, aus einem Zusammen von Kunst, Philosophie und religio strömend (und doch wissenschaftlicher Akribie nicht entbehrend), in stetem Bezug auf sämtliche Wesensbereiche aller Völker — deutsche Literatur- wie Geistesgeschichte ward so immer zu vergleichender Literaturwissenschaft! — zu stehen pflegte und immer auch „praktiziert" wurde, eröffnete sich Cysarz' Schülern eine neue (nicht selten schockierende), immer aber ganze (stets faszinierende) Welt. Vielleicht erst heute wissen wir, wie weit diese Welt von biologisch stümpernder Selbstverherrlichung, wie weit sie aber auch von jener (z. Zt. sich überheblichst gebärdenden) mitte-losen, lebensenthobenen, in abstraktem Un-Sinn umhertaumelnden Welt „nonkonformistischer" Gaukler von heute lag. Daß sie (ohne des Deutschen, ja Sudetendeutschen zu entraten) über provinzielle Engen ausschwang und landschaft- wie volksgruppenbezogene Fesseln löste, die deutschtümelnden Charakters waren und gewissermaßen einen Grenzland-Starrkrampf verrieten, hat so manche, die mit Cysarz durch unsere unseligen Zeitläufte „mitgingen", vor mancher Fährnis in junger Vergangenheit bewahrt und ihnen in jüngster Vergangenheit heilend-läuternde Kräfte gespendet, die sie zu neuen Ufern zu streben befähigten.

Ihm dafür zu danken, soll uns sein 65. Geburtstag ein wahrhaft willkommener Anlaß sein.

Ferner gilt unser Dank seinem dichterischen Werk, das — man denke in diesem Zusammenenhang vor allem an seinen „Neumond"! — vielleicht ge- und berühmter wäre, wenn sich sein Schöpfer weniger der Sympathie seiner sudetendeutschen Landsleute als der jener Kreise erfreute, die z. Zt. das Monopol literarischer Kritik und „Versorgungstechnik" gepachtet zu haben scheinen. Die (dem Barock verwandte) Sprachkunst Herbert Cysarz', die — Stefan Georges Schriftkunst ähnlich — Primitiven den Eintritt verwehrt, aber durch ihre Eigenwilligkeit selbst Höherbefähigte und Bestwillige ab und zu kopfscheu zu machen pflegt, entspringt obengedeuteter Spannungs- und Synthesenstruktur im Wesenskerne des Autors. Sie erprobt so alle Möglichkeiten rätselhafter (und doch klar zu entschleiernder) Durchdringung des Worts mit einer phantasiebeschwingten, in Wissenschaft wie Lehre das Leben „in den Griff bekommen" wollenden Gesamtschau alles Seins. Dabei deutet sie einen Wandel an, den ihr Schöpfer und Meister (ohne seines Wesens innersten Kerns verlustig zu

gehen!) von expressionistisch-barockem Himmelstürmertum über ein Aug-in-Aug mit dem Fernsten im Nächsten zu einer Schau des Ganzen im transparenten Wortkunstwerk durchschritten, besser: durchlitten hat. Des Dichters und Wortkünstlers Weg verkörpert auch hier im Einzelnen — ganz zu schweigen vom rein Beruflich-Existenziellen — einen Teil vom Gesamtschicksal des Sudetendeutschtums, seines Weges aus Altösterreich über die Farce eines „tschechoslowakischen" Staates und das Irrlicht eines „tausendjährigen Reiches" in Heimatlosigkeit und neue Bewährung (trotz, ja gerade ob Mißverständnisse und Mißachtung).
So verkörpert Herbert Cysarz in Leben und Werk, Berufung und Beruf ein gut Stück ostmitteleuropäischer, in Sonderheit sudetendeutscher Geisteswelt und Seelenlage, u. zw. in überragender Form und Wirkensweite. Er zeugt — wie so viele große Sudetendeutsche weltweiten Namens — von einer schöpferischen Tiefe und Ausstrahlungskraft, die nicht zuletzt gerade den Söhnen und Töchtern ost- und südostdeutscher Welt eigen und deren schicksalsmächtige Sonderheit unbestreitbar ist. Gerade sie ruft allertage und -orten nach Wahrheit, Recht und Europa, um alle diejenigen, die heute, auf Zeit verloren unter einem raumfremden Kolonialismus zu leiden genötigt sind, nach einem neuen Europa heimführen zu helfen. Solche Hilfe wird — und dies so manchen arrivierten Kärrnern der Wissenschaft, Modekünstlern, lies: Scharlatanen und ostunkundigen Politikastern von heute zum Trotze! — vor allem auch jener geistig-seelischen Bewegkräfte bedürfen, wie sie uns Herbert Cysarz, der 65jährige, — immer strebend bemüht — vorzeigt und vorlebt.
Somit ist ein Gruß an ihn immer auch ein Gruß an ein ersehnt-erhofftes europäisches Morgen, an ein Kinderland besserer Zukunft, das — ruhend in Wahrheit, Recht und Liebe von Volk zu Volk — *allen* Europäern (mit Gottes Hilfe) dereinst beschieden sein möge!

Johann H. Strosche: HERBERT CYSARZ

In celebration of the 65th birthday of Professor Cysarz, scholar, writer and university teacher, Herr Strosche gives a survey of his career and oeuvre as well as an interpretation of his personality as a Sudeten German, a German and a European.

Das ganze Leben ist ein Weg zu sich selbst, mit vielen Ab- und Umwegen. Oft ein langer Irrweg. Und ans Ziel kommen die wenigsten.

(Josef Schneider)

PRAG

Vier Sonette

I

Man kann Dich, Prag, nicht so in Worten malen
wie irgend eine and're alte Stadt
mit Burg und Fluß und Turm; das Bild bleibt matt,
es müßte jedes Wort besonders strahlen;

Es müßte leuchten, wie wenn an Portalen
ein Glanz vom Abend sich verfangen hat!
Wie stürmt Dein Jahr! Wie ist der Sommer satt
in Deinen Gärten, diesen stillen, schmalen,

die mit Terrassen von den Höhen steigen.
Wie kann der Frühling sich in Blüten neigen
bis an den Strom! Es dunkelt Turm und Tor,

Paläste stehn, von goldnem Glanz umdüstert,
und wo Verschollenheit in Lauben flüstert,
stürmt schon Dein Traum versteint den Berg empor!

II

Wie faß' ich Dich im hingesagten Bilde?
Halt ich den Strom, den funkelnden, in's Licht?
Sag ich vom Glanz, der von den Giebeln bricht?
Mal ich als Goldgrund jenes Dunkle, Milde,

das mit Verwunschenheit den Brand der Gärten kühlte?
Ich hab Dich hundertmal erfühlt und greif Dich nicht!
Horch, wie der Sturm in allen Türmen spricht,
der in Gewändern Deiner Heilgen wühlte!

Und immer werden alte Bäume stehn
um Deine Klosterkirchen und Paläste.
Und immer werden schwarze Nächte wehn

um Deine gärtensel'gen Blütenfeste,
Und immer wird der Ruf der Türme sein,
der hundert, dunklen, unterm Abendschein . . .

III

Du Jubel des Barocks in grauen Mauern!
Fischer von Erlachs stolzes Ebenmaß!
Des Dientzenhofers Kuppeln glühn wie Glas,
wo Friedlands machtgeschwellte Loggien lauern.

Wie die Gewänder hell im Sturmwind schauern,
die Braun um Deine Brückenheil'gen schlug!
Wie Brokoff Blühn in Parlers Gotik trug!
Wie in vergessnen Höfen stille Wunder kauern!

Du Klang im Stein! Du wurdest Melodie,
da Mozarts „Giovanni" hier erklang,
da Webers süße Wälderorgel sang!

So reich an Jubel, Prag, warst Du noch nie.
Und auch in Smetana und Dworschak blüht
noch jenes vom Barock erlöste Lied . . .

IV

Man kann Dich, Prag, nicht so in Worten malen
wie irgend eine and're, fremde Stadt.
Man muß mit Farben, wie sie Rembrandt hat,
das Bildnis auf die graue Leinwand strahlen;

sie müßten leuchten, wie wenn an Portalen
ein Schein vom Tag noch liegt, der sanft und matt
ins Dunkel sank, das sich nun schwer und satt
in Dir verströmt aus goldgefüllten Schalen.

O Spiel des Lichts! Der Farben Fuge tönt,
wenn wilder Sommer Wolkenschatten in Dich trägt,
wenn Mond um Dich den Silbermantel schlägt!

Da blüht umwittertes Gestein im Tag,
da bist Du Klang und Widerklang, o Prag,
und Deine Burg steht hoch, von Glanz gekrönt! . . .

Bruno Brehm

Anton Kolig

(geb. 1. 7. 1886, Neutitschein, gest. 17. 5. 1950, Nötsch, Kärnten)

„Der Erdenwanderer", dieser Mann mit der Brille, scheint zu predigen, er hebt die rechte Hand mit dem gestreckten Zeigefinger, und er würde den Arm höher heben, hielte ihn nicht die Krücke des Stockes, die in die Armbeuge eingehakt ist, zurück. Den Stock hält die linke Hand. Beide Hände verfließen. Die rechte, die erhobene, flammt wie ein Feuer auf, die linke ist fast unwillig übermalt. Wußte Kolig nicht, was Hände sind, welche Sprache sie sprechen? Er wußte es. Er schrieb im Jahre 1948, ein Jahr nach dem Bild des Erdenwanderers, als er die vier Evangelisten malte: *„Ich habe viel Sorge mit meinen vier Evangelisten. Die können nicht genug Hände, Ohren und Augen haben. Aber wer hat hier gescheite Hände, die ich zur Kontrolle gebrauchen könnte."*

Gewiß hatte Kolig selbst „gescheite" Hände, aber er läßt sie auf seinem Selbstbildnis als Erdenwanderer nicht sprechen, um nicht vom Wesentlichen abzulenken. Und das Wesentliche ist nicht nur er, der Prediger, sondern der gelbe Totenschädel mit den roten Haaren in der Armbeuge, der lauter und eindringlicher predigt als der Erdenwanderer, der seinen Mund weiter aufreißt, weil er uns seine stumme Klage entgegenschreit. Diesen Totenschädel mit den roten Haaren und dem offenen Mund hatte er im gleichen Jahr noch einmal gemalt, im Schoße eines nackten, in Kissen zurückgelehnten jungen Mannes und er hatte das Bild „Unsere Jugend" genannt. Aus dem Schoß der jungen Männer entsprang der Tod so wie auf dem in Salzburg von törichten Händen nach 1938 zerstörten Mosaik des Lebensbaumes im Tympanon über dem Eingangsportal, aus dem Schoß der Erdmutter das Leben entsprossen war. Aber auch der beschwörende und belehrende Mann mit dem schreienden Totenschädel in der Armbeuge kehrt noch einmal wieder und zwar auf dem Entwurf für den Vorhang des Salzburger Festspielhauses. Der blaue Hintergrund des Erdenwanderers — Kolig liebte das Blau der Fenster von Chartres, dem er zustrebte und das er doch nicht mehr in seinem Leben erreichen sollte, weil es nur vom durchleuchteten Glas gegeben werden kann — dieses Blau lichtet sich in dem Vorhangentwurf auf, vor ihm steht ein Frauenchor, lang und bunt gewandet und der Belehrende mit dem Totenschädel in der Armbeuge gibt, halb Dirigent, halb Souffleur, der vor ihm knieenden Chorführerin die Weisung. Das Feuer aus der erhobenen Rechten flammt empor, die knieende Chorführerin nimmt es wahr und jubelnd ertönen die Stimmen des bunten Chores und besiegen den Tod.

Wenn Rudolf Kassner im „Eisernen Vorhang"*) sagt, daß an die Stelle des typischen Gesichts das Gesicht des Menschen van Goghs getreten sei, dessen Erschrockenheit so groß sei, daß sie vom Gesicht des Menschen überspringe in das der Bäume, Hütten und Häuser, so wird dieses Überspringen der Angst bei Kolig abgefangen durch den Chor der Frauen, durch ihre menschliche Mauer, und es ist ein humanes Abfangen und Aufhalten, „denn Europa", sagt Rudolf Kassner im gleichen Werke, „ist Geschichte, Größe eingebettet in Geschichte, große Kunst. Seit dem all das aufgegeben ist, aufgegeben werden mußte, ist Europa Vorland von Asien geworden."

Was die Männer zerstört haben, sollen die Frauen retten, soll der Gesang ihrer Stimmen wieder heilen. *„Es ekelt mir,"* schreibt Kolig im Mai 1948, *„auch Mensch sein zu müssen. Hoffentlich bleibt diese Scham nicht die letzte Weisheit meiner Gesichte. Aus dieser Hölle möcht' ich mich freimachen und überpersönlich werden."* Kolig spricht in vielen Selbstbildern zu uns, immer belehrt er uns, immer blickt er uns fragend an, ob wir ihn auch verstehen. Einmal scheint er zu dirigieren (Le Musicien de silence, 1942) einmal — in der „Atombombe" (1944) deutet er wieder, den Beschauer nicht aus den Augen lassend, auf den Adler des Zeus, der Ganymed mit der flammenden Fackel entführt.

Zu diesem Bild bemerkte er im Feber 1944: *„Ich bin kein Literat und der Inhalt meines Erlebnisses von 1944 suchte sein Gefäß, das ich zu formen unternahm in Farben und Linien. Durch den Ganymed wollte ich etwas Versöhnliches hineinbringen. Wenn die Erkenntnis allgemein wird, daß die höchste Weisheit im Versagen triumphiert (Mißernte wissenschaftlicher Arbeit, z. B. der Atomwaffe), dann ist vielleicht doch noch Hoffnung, daß ein einfältiges Gebet zur Umkehr auffordert."* (Motiv zur Atombombe)**)

Das Erlebnis des Jahres 1944 war furchtbar gewesen. Kolig, der von 1927—1943 Lehrer an der Akademie in Stuttgart gewesen war, hatte den Bomben der gefährdeten Stadt und den üblen Kunstschnüfflern ausweichen wollen und war in das stille Gailtal nach Kärnten wieder zu seinem Schwager, dem Maler Franz Wiegele zurückgekehrt. Und gerade dort hatte ihn eine Bombe erreicht, die Wiegele, Wiegeles Mutter und Schwester erschlug und Kolig so verschüttete, daß ihn sein verletztes Becken nur langsam an einem Stock gehen ließ, eben an jenem Stock, den er auf dem Erdenwanderer in den rechten Arm eingehakt hat. Alle Bilder, die er nach dieser Verschüttung gemalt hat, sind von jenem Jubel des wiedergewonnenen und von der Trauer des bedrohten Lebens erfüllt.

Denn nicht nur er selbst, auch seine Werke waren zu Schaden gekommen. Die Ansicht aller Diktatoren, daß Kunst so gemeinverständlich und überdeutlich zu sein habe wie ein Plakat, das ein heiteres Leben verheißt, und das die Zufriedenheit mit einem jenseitslosen Leben im irdischen Paradies verkündet, machte Koligs Entwürfe für den Salzburger Festspielhaus-Vorhang ebenso überflüssig wie jene für die Posener Universität.

Das Übermaß an Kraft war es, das jene, die ihn verdrängten, die sein Mosaik zerstörten und seine Fresken übertünchten, erschreckte. Kolig konnte sich nicht zurechtfinden, seine Pläne waren zu groß. Als schon alles Einengende hätte vorbei sein

*) Die Geburt Christi, Eine Trilogie der Deutung — Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich 1951.

**) Anton Kolig, Verlag Galerie Welz, Salzburg 1948.

können, im Jahre 1947 schrieb er: *„Meine Welt ist mit der Umgebung und Wirklichkeit nicht in Gleichklang zu zwingen. Ich habe ja noch immer Freunde, welche mich begreifen vollen. Das wäre unschätzbar, wenn sie in der Lage wären, all die Dämonen zu verscheuchen, welche mein Herz quälen, mich fesseln und unfrei machen. Ich kann für meinen Stolz und meine Unbescheidenheit nichts. Aber ich bin kein Lump. Kahmenlos und ohne die notwendigen Mittel kann ich meine Malerei zu keinem gedeiblichen Ende führen.“*

Und hören wir nicht Adalbert Stifter sprechen, wenn Kolig schreibt: *„Ich glaube, daß die Kunst der Malerei auch in dieser trostlosen Zeit durchhalten muß, mit der hohen Tendenz, den Menschen eine Offenbarung zu sein, auf daß sie wieder edler werden.“ „Ich bin kein Lump!“* Er wollte — und welcher wahre Sudetendeutsche will das nicht? — ein Lehrer sein, er wollte Schüler um sich sammeln, er wollte eine Werkstatt aufbauen, aus der große Werke hervorgehen sollten wie jene von Maulbertsch, Troger, Kremser-Schmidt. Er hatte es 1930 schon in Klagenfurt versucht. Ein anderer, Lobisser, hatte den großen Saal bekommen, der dem Illustrator viel zu groß war. Kolig mit seinen Schülern war in einen zu kleinen Saal des Landhauses gesperrt worden, er hatte sich nicht beherrschen können und hatte sich ausgetobt, er war in ein übereiches Vielzuviel verfallen, in diesem Raum war für die sterblichen Menschen unten kaum mehr Platz, so erfüllt war er von den Arbeiten, so zum Bersten voll. Er, der Neutitscheiner, der Mährer, er wollte seiner zweiten Kärntner Heimat mit allem Überschwang danken. Denn Kärnten hatte neben Oberschlesien allein nach 1918 seine Grenzen gehalten. In den Fensternischen standen noch diese Soldaten, die Kolig als Wachen dorthin gestellt hatte. An der Nordwand des Saales lud der Meister seine Kärntner Auftraggeber zu einem Festmahl ein, die Westwand zeigte die Menscher Kammer (Mägde Kammer) mit den Liebespaaren und den singenden Burschen — wahrscheinlich sangen sie:

Es war amal am Abend spät
A wunderschöne Nacht . .

und die letzte Wand zeigte Kolig mit seinen Schülern bei der Arbeit für jene Werkstatt, über die er dann im November 1947, als diese Fresken noch immer überstrichen waren, schrieb: „Auch die Voraussetzungen für eine Werkstatt sind hier in Nötsch nicht gegeben. So wie diese von einer provinziellen ‚guten‘ Gesinnung eingespielt werden könnte, käme im besten Falle eine Förderungsstätte für Amateure zustande und nicht — wie es mir vorschwebt — eine Sammelstätte von wichtigsten jungen Begabungen, die ihre Talente und ihre Begeisterungsfähigkeit für eine große Aufgabe anonym zur Verfügung stellen und in ihr aufgehen.“

Nein, das gab es damals nicht mehr, dafür war die Zeit vorbei, zuviel Idealismus war verbraucht und blind geopfert worden, die großen Räume standen nicht mehr zur Verfügung, der Innenraum, der Fresken verlangte, war nicht da.

So erging es einem Daheimgebliebenen, der die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, daß sich alles noch legen, mildern und einrenken werde. Fast wäre Kolig eine Enttäuschung mehr auf der Karlsbader Ausstellung im Sommer 1942 widerfahren. Ich kannte seine Bilder aus dem Wiener Hagenbund und aus dem Unteren Belvedere, wo ich oft vor seiner „Klage“, dem hingestreckten männlichen Akt (1920) gestanden hatte. Bei der Karlsbader Ausstellung kam nun wieder jenes unheilverkündende Geraune auf, das mit „Ärgernis“ begann und auf „Entartung“ hindrängte. Ich wußte

nicht, was Kolig bereits in Salzburg und in Klagenfurt widerfahren war, aber ich kannte ein paar von jenen Meinungsvergiftern und ließ durch meine Frau schnell ein Bild erstehen, und zu dem Kolig noch eine Landschaft von Josef Dobrowski, dunkel und tief wie das Cellokonzert von Dvořák, die auch in den Schußbereich geraten war. Als ich in die Ausstellung kam, zeigte mir meine Frau das Selbstportrait aus dem Jahre 1941. Es gefiel mir, aber es war mir zu persönlich, ich wollte nicht so sehr angesprochen sein. Ich fragte, ob ich tauschen könne. Ich durfte tauschen und ich nahm den „Genesenden". Er hängt noch heute in meinem kleinen Arbeitszimmer. Mir wurde daheim oft vorgehalten, daß er das schwächere Bild sei — am wenigsten Kolig! — und das Selbstbildnis stärker gewesen wäre.

Es ist ein Halbakt. Der Verwundete liegt auf einem roten Lager vor einem grünen Hintergrund. Er streckt den verheilten Arm mit der großen Narbe unterhalb des Schulterblattes so nach vorne, daß die nur halb geöffnete Hand vom Rahmen zur Hälfte verdeckt wird; der linke Arm liegt abgewinkelt unter dem Kopf des jungen Menschen. Seine Hand ist nur angedeutet, auch hier wollte Kolig nicht durch die Hände von den Augen ablenken. Aber der Genesende blickt den Beschauer nicht an, der Genesende blickt ins Leere, er weicht beinahe dem Blick aus, er wartet auf etwas, er horcht, er hört das Leben langsam näher kommen.

Wie oft schon habe ich das Bild angesehen und ich bin es noch niemals satt geworden, es hat mich immer getröstet und erfreut. War es nicht in der Nähe der ruhig wartende, vor sich hin gerichtete Blick des jungen Mannes, so waren es aus der Ferne die Farben, die an hellen Tagen wie Glasfenster zu leuchten beginnen — das starke Rot und das starke Grün, die den nackten Oberkörper zwischen sich dulden. Wir wissen es ja von den Glasfenstern aus der Zeit der Renaissance, wie das Fleisch des Menschen die Farben verdrängt und zum Schlusse die Glasfenster ganz zerstört. Hier, auf dem Bild des Genesenden ist das Gleichgewicht zwischen Menschenleib und Menschenfarbe und den außermenschlichen großen Farben hergestellt. Ich bin mit diesem Bild zufrieden, wenn ich mir auch manchmal sage, vielleicht hätte mir das Selbstbildnis des Malers mehr schenken können.

Als ich — es mag im Jahre 1948 gewesen sein, in Salzburg in der Galerie Welz die Kolig-Ausstellung besuchte — ich hatte mein Bild ausgeliehen, trat ein Mann neben mich, deutete auf das Bild, sagte, er wisse, daß es mir gehöre und der Mann auf dem Bild sei er selbst. Ich sah ihn an und ich erschrak. Er war der Genesende und er war es nicht. Er sagte, er sei Koligs Schüler gewesen. Wir sprachen nicht lange miteinander. Mir war das alles so fremd, fast unheimlich.

Welz schrieb damals: daß Koligs kostbares Leben notwendig noch einmal gelebt werden müßte, um all das zweckbestimmt zu vollenden, was dieses künstlerische Genie vorbereitet und ausgedacht habe.

Wir haben und wir bekommen aber nur ein Leben, das zweite, das andere hat jenen, die über uns hinausragen, die Nachwelt zu schenken. In einer Zeit, in der eine Generation der andern jeweils das Lebensrecht abspricht, in der sich in der Kunst Partisanengruppen bilden, die Vernichtung der Gegner wollen, dürfen wir die großen Toten beschwören, wie dies Weinheber in dem Gedicht seines Nachlasses „Als ich noch lebte" tat, in dem er seinen Schatten selbst beschwor.

Kolig, dieser Prädikant der Malerei, der in Nötsch im Gailtal lebte, war in Neutitschein im gleichen Jahre 1886 geboren wie Kokoschka zu Pöchlarn in der Wachau.

umseitig:
ANTON KOLIG „Der Erdenwanderer"

Beide kamen jung nach Wien. Beide gingen nicht an die Akademie, sondern an die Kunstgewerbeschule, beide stammten aus kleinen Verhältnissen — Koligs Vater war Malermeister — beide beschickten mit ihren Bildern jene entscheidende Ausstellung des Hagenbundes (1911), in der Klimt die junge Mannschaft gesammelt hatte: Kokoschka, Wiegele, Faistauer, Schiele, um nur einige zu nennen.

Damals, im Wien des Vorkriegs, lehrten an beiden kunsthistorischen Lehrkanzeln Männer aus dem Sudetenland, Strzygowski aus Schlesien, Dvořák aus Prag, baute Adolf Loos aus Brünn, lehrte Cižek die Unfehlbarkeit des malenden Kindes in der Komposition, die mit der Pubertät wieder dahinschwindet, damals filterte die Wiener Werkstätte die aus dem Osten einströmende reiche Ornamentik, die dort noch lebte und die sonntags bunt durch die Felder leuchtete, wenn die Bauern zur Kirche gingen. Man hat diese Zusammenhänge vergessen. Aber wer Augen dafür hatte, konnte auch die andere Seite dieser Verschmelzung sehen: in Kecskemét, Kaschau, Budapest und Riga glichen ganze Straßenzüge der sezessionistischen Wienzeile und das Repräsentationshaus in Prag war in jenem Stil gebaut, den jedes dieser Völker als seinen Nationalstil ansprach. Damals malte Klimt Ikone der Frauen der Kapitalisten und Schiele trug diesen empfindsamen Stil nervöser Linien in die Vorstadt, zu Vorstadtmodellen und zu erbarmungslosen Feuermauern. 1906 war die erste van Gogh-Ausstellung. Die Auflösung aus dem Westen traf in Wien auf das Neue aus dem Osten.

Damals (1909) schrieb Albert Ehrenstein über Kokoschka: „Er ist kein Fleischhacker, sondern ein Seelenaufschlitzer, er legt, Hand und Kopf malend, in einer gespenstischen Weise das geistige Skelett der von ihm Porträtierten bloß."

Etwas von diesem unbarmherzigen Griff nach dem Menschen hatte auch Koligs Portrait des General Seibt (1918).

Wien versuchte, das Gleichgewicht zu wahren. Wenn Strzygowski das Eurasiatische sah, das vor dem Einströmen des Mediterranen eine Einheit vom Atlantik bis zum Pazifik gebildet hatte, so stellte Dvořák demgegenüber die große Kunst dar, deren Heimat das Mittelmeer war.

Klimt, der große Menschenkenner, schickte Kolig nach Frankreich, denn Kolig sah und suchte das Menschliche, das Männliche und wünschte das Nackte mit der Farbe zu versöhnen und zu verbünden. Die Landschaft war ihm — bis auf einige Bilder aus jener Zeit, da er im ersten Krieg Kriegsmaler war — gleichgültig. Sein Thema ist der Mensch, der sich im Ansturm der Farben zu bewahren und zu halten hat. „Das Denken in Farben ist kein Gewerbe", schreibt er 1948. „Ich glaube, daß gerade meine Malerei das beweist. Aber die Lustbarkeitssteuer (nämlich die Vorfreude um das Wissen oder Ahnen), welche schon vorher eingehoben wird, ist halt zu groß."

Kolig meinte den Farbenrausch, der ihn entzückte, noch ehe er ans Werk ging, die Farbenbrandung, die gegen ihn heranrollte.

Als er im Jahre 1948 Bilder aus dem Jahre 1931 wiedersah, schrieb er: "*Die Rückkehr einer Anzahl meiner früheren Bilder ... gibt mir wieder die Möglichkeit, an alten Lastern herumzuarbeiten und das tue ich gern. Denn der Süße der Sünde folgt die Wollust der Reue und wenn Gnade dabei ist, ein Kristallisieren zum Dauerwert. Ich bin schwer gehemmt, weil Kobaltviolett hell ausgegangen und für gewisse Farbklänge unersetzlich ist. Ich habe halt eine gewisse Schwäche für Blau.*"

Kehren wir noch einmal zu dem Erdenwanderer zurück, blicken wir noch einmal auf seine warnend erhobene Hand und wenden wir uns dann der Chorführerin zu, die sich zu diesem Souffleur-Dirigenten niederbeugt, dann verstehen wir, was er im Jänner 1948 schrieb:

„Es widerstrebt mir, aus meiner Traumkunst ein Gewerbe zu machen, mit dem das Leben und die Existenz einigermaßen aufrechterhalten werden soll.

Es wird nicht leicht sein meine Farbtöne zu deuten und einem Publikum verdaulich zu machen. Vielfach sind es eben Angstträume, die das Letzte wünschen als Erfüllung, bzw. Aureole dieses Märtyrerdaseins. Überall hängen noch die Spuren und die begleitenden Zufälligkeiten einer Schwergeburt herum."

Die Zeit hat sich von ihm, er hatte sich aus der Zeit entfernt. Der Traum, seine Farben in Glasfenstern aufleuchten zu lassen, sein Denken in Farben so den Menschen zu erschließen, ging nicht in Erfüllung.

Wenn heute von Neutitschein die Rede ist, fällt den meisten Menschen der allzu bekannte Vers ein, einige andere denken an den wunderbaren Marktplatz mit der Mariensäule und den stolzen Lauben und die wenigsten denken den Namen Kolig mit, der sich für immer mit dem Namen dieser schönen Stadt im Norden Mährens verbinden sollte. Denn die großen Männer sind heute für die verlorenen Städte Schutzpatrone und Fürsprecher, auch wenn sie ferne der Heimat zur Ruhe gegangen sind.

Josef Schneider

DU LEBST IN MIR . . .

Heimat, Name nie so zart erklungen,
So tief geliebt, so tränenreich betaut:
Dein Bild verkläre jede Heimkehrstunde,
Die uns in deine lichten Täler führt.
Du Land, das nie in eitlem Purpur prangte,
Du fernes, bettlergleich ward dein Gewand.
Das Werk der Väter doch ist dir verblieben
Und dein Gesetz ist uns ins Herz geschrieben.
Wir grüßen dich, verwiesen — deine Söhne!
Du lebst in uns in unverwelkter Schöne.

Johannes Langfeldt

Franz Nabl

„Wo wird das sogenannte Zeitgemäße meistens bleiben, wenn die Zeit oder das Zeitlein vorüber ist?“ G. Keller.

Es steht ein seltsamer Unstern über dem Werk von Franz Nabl. Nach einigen, nicht unbedeutenden, aber doch weniger gewichtigen Frühwerken erschien Ende 1911 der „Ödhof“, ein Roman, der von der gesamten Kritik als etwas Außergewöhnliches und Vielversprechendes aufgenommen wurde. Der Name des Verfassers aber ward bald in den einsetzenden Wirren des ersten Weltkrieges vergessen, da er nicht einem Manne angehörte, der Jahr für Jahr Neues zutage förderte. Die Zeit des Krieges verwandte der Dichter, der infolge Krankheit dienstunfähig war, um in strenger Klausur zwei Werke unerbittlicher Selbstprüfung zu schaffen. Er begann einen auf drei Bände berechneten Roman (Das Vaterhaus), der die bürgerliche Welt Österreichs der Vorkriegszeit im Bilde der eigenen Entwicklung darstellen sollte. Dieser wurde nie zu Ende geführt, da der Verfasser nach dem Ausgang des Krieges nicht mehr daran glaubte, daß ein solches, breit ausgeführtes Gemälde der Zeit vor 1914 noch ein Anrecht auf das Interesse der Gegenwart habe. Daneben hatte er sich eine zweite entsagungsvolle Aufgabe gestellt: einen Stoff zu bilden, an dem er seine dichterische Formkraft erproben wollte, indem er von allem Selbsterlebten, das im „Ödhof“ mitgewirkt hatte, gänzlich absah. Er zeichnete das Bild eines kleinbürgerlichen Lebens, das ihm völlig fern lag, im „Grab des Lebendigen“ bis in die unscheinbarsten seelischen Untergründe in allen Einzelheiten durch. (Der heutige Titel: „Die Ortliebschen Frauen“). Der Roman erschien 1917, zu einem noch ungünstigeren Zeitpunkt als der „Ödhof“. Trotz z. T. hervorragender Würdigung wurde er von der „trüben Springflut der großen Verelendung“ der Nachkriegszeit hinweggespült. Nicht viel anders erging es den Novellen „Tag der Erkenntnis“ (1919) und erst recht der harten Abrechnung mit der Lebenslüge, der „Galgenfrist“ (1921). Ein Drama „Trieschübel“ (1925) errang vorübergehenden Erfolg, ein zweites „Schichtwechsel“ (1927) paßte gewissen politischen Parteien nicht und fiel durch. Und schon traten die Elendsjahre nach 1929 an, in denen „Der Mann von Gestern“ (1929) verschwand. Schon er erschien vielleicht diesem und jenem nicht mehr zeitgemäß, weshalb der Autor ein wenig lächelnd diesen Titel gewählt haben mochte. Erst die Jahre nach 1935 wurden dem Werk des Dichters günstiger, als zunächst einige feinsinnige Novellen herauskamen (Das Meteor; Griff ins Dunkel; Kindernovelle; 1935/6). Die letzte ist eine Perle unter Nabls Werken. Die Gunst der Zeit hielt auch noch für die längere Erzählung „Der Fund“ an (1937). Eigenartig ist der Erfolg in dieser Zeit, da den Autor nichts mit der NSDAP verband. Erst der Tod seiner Gattin trieb den unter der

Einsamkeit leidenden Dichter zu einem größeren Werk an, zur „Steirischen Lebenswanderung" (1938), einem Heimatbuch, das in der Literatur wohl kaum seines gleichen haben dürfte. Der zweite Weltkrieg und seine Folgen löschten abermals den Namen Franz Nabl im Gedächtnis seiner Mitwelt aus. Und auch die Alterswerke „Das Rasenstück" (1953) und der Novellenzyklus „Johannes Krantz" (1948 und, erweitert, 1958), der von einer der zartesten und doch so gar nicht wehleidigen Liebesgeschichten zusammengehalten wird, haben trotz vieler, oft überschwänglicher Anerkennung in der Kritik nicht vermocht, unsern Dichter in den Umkreis allgemeiner Beachtung in Deutschland, geschweige denn darüber hinaus zu rücken. Es gibt „Avantgardisten", welche glauben, ihm bescheinigen zu können und zu müssen, daß er, der 1911 so erfolgreich begann, nicht mehr zeitgemäß sei. Das könnte den Dichter — so wie einst Gottfried Keller — kalt lassen. Es muß ihn aber empören, wenn andere glauben, ihm vorwerfen zu dürfen, daß er, der nie im Leben sich an was immer für eine Partei angeschlossen hat, nun dem Nationalsozialismus gegenüber von seiner Haltung abwich, um für seine dichterische Arbeit Nutzen davon zu gewinnen.

Diejenigen, welche meinen, daß Nabel veraltet sei, dürften im allgemeinen das Urteil von oberflächlichen Literarhistorikern nachbeten, welche unsern Dichter nach flüchtiger und lückenhafter Lektüre dem *Realismus oder Naturalismus* des Jahrhundertendes angehören lassen.

Um diesem Vorwurf des Hängen-geblieben-seins in einer Modeströmung entgegenzutreten, soll er hier eingehender geprüft werden.

Unser Autor hat selber einmal in einem Aufsatz „Wahrheit und Dichtung" („Austria" 1948. Jg. 3. H. 2) zu dieser Frage Stellung genommen. Da heißt es: „Es ist ein bleibendes Verdienst der sogenannten Literaturrevolution der 80er Jahre im vergangenen Jahrhundert, daß sie den schon durch die Sturm- und Drang-Periode des 18. Jahrhunderts in den Vordergrund geschobenen, während des bürgerlichen Zeitalters wiederum geknebelten Begriff des Wirklichkeitswertes in der Dichtung neuerlich und diesmal mit einer gewissen Endgültigkeit festlegte und durchsetzte." Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß der Dichter selber sich zum Realismus bekennt. Aber ebenso deutlich wird, daß er sich damit nicht einer Moderichtung jener Jahrzehnte verschrieben hat, die sich ja vielfach in der Sackgasse eines einseitigen Naturalismus verliert, sondern daß er sich einer Haltung verpflichtet fühlt, die „ein bleibendes Verdienst" hat und die den Wirklichkeitswert mit einer „gewissen Endgültigkeit durchsetzte". Es ist daher die Schlußfolgerung, Franz Nabl sei mit einer vergangenen Zeitströmung veraltet und unzeitgemäß, durchaus voreilig. Vielmehr ist zu untersuchen, was ihm am Realismus die Zeiten zu überdauern schien und wie er einen solchen überzeitlichen Realismus bis heute in seinem Werk hat herrschen lassen.

Es ist wohl so, daß jede Zeiterscheinung im Untergrund mit Kräften verbunden ist, die nicht im gleichen Rhythmus aufkommen und vergehen wie sie, sondern die weiterwirken, auch wenn sie oberflächlicher Betrachtung entschwunden zu sein scheinen. Die literarische Epoche lebt ja nicht nur aus dichterischen, formgebenden Impulsen alleine, sondern ist den wirtschaftlichen, sozialen, wissenschaftlichen und religiösen Strömungen verbunden, die mit ihr gleichzeitig sind. Wenn wir auch den Begriff des Fortschritts in der Kunst ablehnen, so wird doch jede Dichtung an neuen Einsichten

teilhaben, welche für die Zukunft der Menschheit bedeutend sind und das Menschenantlitz weiter formen. Prüfen wir also, ob das, was Franz Nabl unter Realismus versteht und durch seine Kunst erreichen will, nicht auch für uns alle etwas Bleibendes und also mehr als ein nur „Zeitgemäßes" ist.

Dem Realismus der Jahrhundertwende entspricht in den Wissenschaften auf vielen Gebieten ein Tieferlegen der Fundamente. Man denke etwa an die Ergebnisse der Tiefenpsychologie und der modernen Medizin, z. B. in der Psychotherapie, die mehr und mehr die Unergründlichkeit und Unendlichkeit der menschlichen Seele dargetan hat, in der „ein Schlag tausend Verbindungen" schlägt. Oder man besinne sich auf die ungeheuerliche Ausdehnung des Weltalls in astronomischem Sinne, an die ebenso schwindelerregende Ausdehnung in den Bau des Atoms hinein. Seitdem ist Vielen gegenwärtig, wie dadurch eine große Unsicherheit in den menschlichen Seelen gewachsen ist, im Individuum wie in der Gesellschaft, ein tiefes Mißtrauen gegen den früheren Lebensstil der bürgerlichen Gesellschaft, ein Zweifel an vielen, bisher für selbstverständlich gehaltenen Grundlagen unseres wirtschaftlichen, politischen und sozialen Lebens. Ist es verwunderlich? Wissen wir nicht schon von Kant her, daß alles Erkenntnisstreben, das ins Unendliche vordrängt, auf Antinomien stößt, die unauflösbar sind? Das Janusgesicht des Erkannten und des Erkennens wird immer deutlicher. Das spiegelt sich getreulich in der Literatur unserer Zeit — in der großen Dichtung, die um die Tiefe ringt, in dem zeitgemäßen Schrifttum, welches entweder diese Unsicherheit ausnutzt zu ungebildeter Libertinage oder sie in Torheit leugnen möchte.

Bei Franz Nabl ist nun festzustellen, daß er, aus dem Antrieb harter Selbstprüfung heraus, mit tiefem Ernst einen Weg gegangen ist, der manche der neuen Einsichten und Erkenntnisse wie selbstverständlich, wie im voraus intuitiv erkannt und in sein Werk aufgenommen hat. Es ist also voll von diesem tieferen Realismus, der etwas Bleibendes im Angesicht der Menschheit ist:

Sein erstes großes Buch, der „Ödhof", bedeutet die Auseinandersetzung mit der Kindheit und Jugendzeit, die, was Elternhaus und Schule angeht, nicht idyllisch gewesen waren. Ist der Ernst, mit dem diese Abrechnung vorgenommen wird, nicht ergreifend in dem dabei zutage tretenden Streben nach einer Gerechtigkeit, welche durchaus deutlich werden läßt, daß in der Brust des Helden, in Johannes Arlet, zwei Mächte miteinander ringen und einander bedingen: Einerseits ist er ein Mann, der das Gefühl der Lebensberechtigung wie ein Michael Kohlhaas zur Schau für andere und zur Selbsttäuschung vor sich her trägt; anderseits sieht er sein Dasein bedroht und sich gejagt von „großen, riesenhaften Geschöpfen, die hinter uns her sind, wie wir hier unten hinter den Tieren . . . Die haben schrecklichere Waffen! . . . Krankheit! . . . Elend! . . . Und das Schicksal . . . das sogenannte Schicksal! Wer leidet mehr? Die Tiere oder wir Menschen? . . . Wer?". Dieser so hochgemute Mensch wird denn auch vom „Schicksal" eingeholt und geht jämmerlich an einer selbstverschuldeten Blutvergiftung zu Grunde. Trotz seinem verruchten Verhalten gegen seinen Sohn, den er aus dem Leben hinausstößt, werden wir am Schluß wie Heinrich Arlet sagen: „Eigentlich ist es doch schade um den Johannes." Das ist eine Seelenstudie, die bis in die äußersten Widersprüche im Wesen eines Menschen vordringt, von einem nicht veraltenden Realismus geprägt. Das Janusgesicht des Helden wird deutlich, ebenso wie im „Grab des Lebendigen" („Die Ortliebschen Frauen") das der Josefine, die ihren Geschwistern

in ihrem fast bis zum Wahnsinn getriebenen Familienegoismus die Zukunft raubt. Als sie zum Schluß ihren Bruder in den Keller gesperrt hat und dieser abends zur Laute greift, da liegt sie nachts „auf den Boden hingestreckt ... die Wange und das Ohr an die Diele gepreßt" (im Zimmer darüber) ... „Sie blieb lauschend liegen, während ihr Körper manchmal leise zuckte und ihre Tränen von dem Staub des Fußbodens aufgesogen wurden."

Wer die Möglichkeiten der menschlichen Sèele bis zu diesen Zwiespälten, die Ungereimtheiten des Ichs in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit voneinander so in großartigen Bildern zu veranschaulichen weiß, der bedurfte nicht der wissenschaftlichen Tiefenpsychologie, um letzte Feinheiten seelischer Regungen aufzuspüren; er hat sie in diesem Realismus vorweggenommen. Es bleibt immer staunenswert, wie der damals noch junge Dichter ohne Kenntnisse der Tiefenpsychologie solche Gestalten erstehen lassen konnte. Das war nur möglich aus einer außerordentlichen Anspannung der edelsten Charakterkräfte, des Strebens nach Gerechtigkeit für die, welche das „natürliche Gefühl" anklagen möchte.

Auf diese ersten großen Werke folgte 1921 „Die Galgenfrist", ein Werk, das in gewisser Hinsicht eine Wende im Leben des Dichters anzeigt. Auch hier wird ein Mensch vorgeführt, der im Egoismus seiner Lebenslüge befangen ist. Durch eine Pferdekur — der Arzt kündet ihm den Tod innerhalb von zwei Jahren an — wird er aber, nachdem er in einem Faust'schen Daseinstaumel die Welt bis zur Neige gekostet hat, am Rande des geglaubten Todes zurückgerissen und einem *sinnvollen* Leben wiedergeschenkt. Er kann „aus seiner Haut heraus", aus dem Teufelskreis der einander bedingenden und treibenden Egoismen. Ihm geschieht, was Johannes Krantz Jahre später einmal so formuliert: „Jeder von uns sieht sich einmal — irgendeinmal im Leben! — vor die Entscheidung gestellt, sich selbst zu gebären. Entschließt er sich dazu, dann ist das die schwerste und schmerzensreichste Leistung, die uns Menschen überhaupt zu vollbringen vergönnt ist. Denn sie gelingt uns nur, wenn wir uns vorher unter den schlimmsten Martern selbst und bis auf den letzten Rest unseres früheren Ichs vernichten." Diesem Verbrennungsprozeß im Helden wohnen wir in der „Galgenfrist" bei; den Dichter befriedigt die reine Analyse seiner früheren Werke nicht mehr. Es ist daher nicht erstaunlich, daß dies Buch nicht so endet wie die früheren, sondern daß nach dem Erleben des Neugebärens dem „Helden" ein volles Lebensglück blüht, weil er sich bescheiden in die „Kette der Generationen" einfügt. Diese *ethisch-religiöse Wendung* wird hier erstmals im Werke Franz Nabls sichtbar. Sie bleibt von nun an ein bestimmendes Moment seines Wesens und seiner Dichtung. Wir werden noch darauf zurückkommen müssen.

Vorher muß noch etwas anderes in seiner Kunst hervorgehoben werden, das sich ebenfalls in der „Galgenfrist" deutlicher als bisher zeigt: Die Ungewißheit jeder Einsicht, die in die Tiefe des Menschenherzens eindringen möchte, anderseits die Furcht, als reiner Moralist angesprochen zu werden, drängt den Dichter dazu, auch *seine Sprache* noch vorsichtiger zu handhaben als vorher. Je feinsinniger ein Gedanke ist, spreche er sich nun als Erkenntnis oder als Lehre aus, umso größer ist die Gefahr des Mißverstehens. Die Begriffe fangen an, zweideutig zu werden, zu schillern; man begreift die Plumpheit der Sprache, welche die Neigung hat zu erstarren und das Leben durch das Netz unzureichender und daher unzuverlässiger Begriffe entschlüpfen läßt.

In der „Galgenfrist" hat der Autor dies dadurch deutlich zu machen gesucht, daß er es wagt, die Gefahr der Ironie zu laufen (die so leicht zu einer tödlichen für den Dichter werden kann) und die Fabel durch ein Puppenspiel einleiten, sie hierdurch unterbrechen und in sie auslaufen läßt. Diese Einleitung ist in ihrer Sprache so hintergründig, daß nicht nur „Ludwig Tieck, Jean Paul und Clemens Brentano diese vertrackte Ironie aus ihren Gräbern heraus beneiden werden" — wie E. Ackerknecht meint, und man sollte hier noch E. T. A. Hoffmann anfügen — sondern daß auch wir sie bestaunen müssen als etwas vom Tiefsinnigsten, das der deutschen Sprache abgerungen wurde. Es handelt sich hier um eine sehr bewußte Verhüllung und! — Enthüllung des Wissens um alle Bedingtheit unserer Aussagen, unseres Gestaltungsvermögens: „Auch mit Scherz und Ernst ist's ähnlich bestellt, wie mit Trug und Wahrheit. Nicht immer darf man entscheiden, wann das eine beginnt und das andere aufhört, ja, oft kann eines beides zugleich sein, und worüber du lachst, darüber weint dein Nachbar vielleicht. Verdrießt dich aber am Ende bei einem Puppenspiel ein glückliches Ende, je nun, dann denke getrost ein Stücklein weiter und du wirst sehen, daß Glück und Ende ebenso Dinge sind, die man von verschiedenen Seiten betrachten kann, wie Scherz und Ernst, wie Trug und Wahrheit".

Dieser Gedanke der eigenen Unsicherheit in der Aussage, der Zweideutigkeit und anderseits der plumpen Eindeutigkeit des menschlichen Worts läßt unsern Dichter nicht mehr los. Je tiefer der Gedanke zu dringen versucht, umso bescheidener wird er, seinem Wort unbedingte Gültigkeit zuzutrauen. Das Wort „vielleicht" wird zur Lieblingsvokabel.

Wenn einerseits Franz Nabl nach der „Galgenfrist" zu sagen versucht, daß bei aller Ungewißheit des Erkennens doch das *„Sittengesetz"* in unserer Brust nicht von der Tiefe und Zweideutigkeit der Welt- und Innensicht abhängig sei, sondern unbedingte Forderung bleibe, so ist ihm ebenso klar, daß auch dieses Sagen leise und vorsichtig zu geschehen habe, wenn es nicht mißverstanden werden soll. Läßt er eine sittliche Entscheidung sich auch in einigen „glücklichen" Ausgängen spiegeln — doch, was ist Glück? — (etwa im „Fund", im „Mann von gestern", im „Verkehrten Zug" — einer Volkszählung —, im „Pilatus im Credo"), so ist er sich doch bewußt genug, daß solche „Belohnung" leicht etwas töricht anmuten, und daß gerade eine vorsichtige Mahnung in ihr Gegenteil umschlagen kann. Darum liebt er es immer mehr, umgekehrt die Gefahren sittlichen Versagens darzustellen, etwa im „Vogel Tscheap" (wo überdies die Aussage noch durch ein drittes Medium hindurchgeht und außerdem nicht der Versagende sondern der Betroffene alleine gelassen wird, damit man das „Vielleicht, vielleicht auch nicht" ja nicht überhöre). Und wie sehr hat der Dichter in strengster Selbstzucht sein Wort verkürzt, damit es nicht zu eindringlich werde, im „Prinz Orloffsky", einer Anekdote, die vorher als umfangreicher Roman geplant war. In der „Galgenfrist" wird mit der Möglichkeit des Verrats am Ehegefährten noch ein wenig gespielt, auch von der zarten und zugleich starken Ehefrau, im „Teufel an der Wand" wird ein versöhnlicher Schluß, der durchaus als sittliche Möglichkeit durchgeführt werden konnte, unbarmherzig ausgeschaltet. Auch der liebenswürdige „Onkel Barnabas" verschwindet in einem unbestimmten Schicksal und anders ergeht es der „Wunschgestalt" des Dichters, Johannes Krantz, und der Astronomin Dr. Straitz auch nicht. Es ist, als ob der Dichter nach dem schweren Geschehen in deutschen Landen nicht mehr den Mut aufbrächte, an das sieghafte Durchdringen des

sittlichen Menschen zu glauben. Aber alles dies bleibt sehr leise und im Grunde des Dichters Geheimnis.

Vielleicht dringen wir ein wenig hinein durch einen Hinweis, der uns wohl nicht ganz zufällig zweimal in seinen Werken begegnet: durch das Kapitel „Das Rasenstück" in der „Lebenswanderung" und das abgeschlossene Buch gleichen Titels. Beide preisen sie die *Hinwendung zum Kleinen,* zum so leicht Übersehenen. Und vielleicht ist es auch nicht ganz zufällig, daß das Kapitel in der „Lebenswanderung" ein Hauptwort aus dem „Ödhof" wiederholt (das von der Gejagtheit des Menschen durch höhere Wesen) und mit ihm abschließt, und mit diesem Wort ist ein anderes eng verknüpft, das als Widmung dem Buch „Das Rasenstück" vorangesetzt ist: „Im Kleinen spiegelt sich das große Leben, das Große ist oft Schwellung nur und krank". Das Kleine zu suchen und bei ihm zu verweilen, wird Franz Nabl nicht müde darzustellen, sei es in der Naturbetrachtung im Leben mit Tier und Pflanze, im Betrachten eines Rasenstücks, wie es schon der große Meister Albrecht Dürer einer stumpfen Welt lehren wollte, sei es in der seelischen Analyse bei der Findung der zartesten Regungen, sei es im ethischen Verhalten des Menschen, wo das geringste Versehen die Nemesis zur Rache herbeirufen kann. (Man vergleiche die schon oben genannten Beispiele und halte daneben etwa den „Photographierten Diebstahl", den „Tag eines Knaben", die „Kindernovelle".)

Das „Rasenstück" ist ein Teil des *„Heimatbuchs"* des Dichters, und es ist nicht zufällig hierher geraten; denn als klein mag manchem vielleicht auch das Hängen an der *Heimat* erscheinen, als unzeitgemäß. Darum sei kurz aufgezeigt, was der Dichter hier meint. Ihm ist das Wurzeln in der Heimat die notwendige Voraussetzung für das natürliche *Wachsen* eines Menschen, mag es sich auch so unauffällig künden wie der Schluß in „Werden und Vergehen", der die so leichtfertig oft übersehene Tiefe des heimatverwurzelten, einfachen Menschen aufweist in dem Wort des sterbenden Altmichel: „War eh bessa ausbliebn" oder im Musizieren beim Holzknecht, als die Mutter stirbt: „Af d'Musi werd s'nu' alliweil gern lousn."

Und damit kommen wir wahrscheinlich zu dem Geheimnis des echten dichterischen Schaffens überhaupt. Es ist kein gewollter oder erzwungener Akt; es ist ein Werden und Wachsen wie die Geburt eines Kindes im Mutterleib, wie unser Dichter es verschiedentlich dargetan hat, z. B. in der „Galgenfrist", in dem zitierten Aufsatz „Wahrheit und Dichtung": „Wenn die Stunde der Erfüllung gekommen ist, dann werden seine Geschöpfe, aus gleichsam geheimnisvollem Schacht aufsteigend, Form gewinnen und ihren Lebensweg antreten." „Ich sehe mit eindeutiger Klarheit jede Bewegung (der Gestalten), jede ihrer Mienen, höre jedes ihrer Worte, selbst den Tonfall ihres Wortes, und brauche gewissermaßen nur mitzuschreiben, was ich sehe und höre. Verfalle ich nicht in diesen Zustand . . . dann rühre ich keine Feder an." Es ist ein Zustand, den der Dichter selber nicht weiter erklären kann, noch wie es eigentlich zu ihm kommt; ebensowenig, wie er wahrscheinlich zu deuten vermag, warum seine Träume so anschaulich werden, wie im Kinde beim Besuch des „Onkel Barnabas", wie dem Johannes Krantz im „Photographierten Diebstahl", im „Sargträumer" oder im „Dritten Arm", Träume einer Begebenheit, um die „als Kern ein Werk sich allmählich ansetzen könnte wie der Kristall aus gesättigter Lösung".

Wir begreifen aus solchen Sätzen, wie schon die Keime im *Anschaulichen* zu Hause sind, nicht im Gedanklichen. Anschauung, das bedeutet nicht Sehen der Augen alleine

sondern es ist voller Leben wie das lebendige Leben selber, mit allen Eindrücken der Sinne, mit aller Lebhaftigkeit der Gefühle, mit aller Tiefe des Gemütes, mit allem Hoffen und Bangen, mit aller Entschiedenheit des Willens. Aber aus all diesem wird ein dichterisches Werk nur dann, wenn der Dichter Geduld hat wie eine Mutter, die ihr Kind erwartet. Es läßt sich nichts erzwingen, es muß in ihm wachsen. Es mag Dichter geben, in denen das Bewußtsein stärker und willkürlicher mitwirkt, die nicht diese Geduld des Wartenkönnens haben, aber ich glaube, daß sie nicht die tieferen sind. Heute erscheint es fast so, als ob alle Dichtkunst unserer Zeit viel stärker gewollt und gedacht wäre. Aber die andern, die vielleicht die Stillen im Lande sind, können warten. Ihre Zeit wird wiederkommen, wenn man deutlicher erkannt hat, daß die Seele Schaden leiden kann durch die Helle der Bewußtheit, daß die Demut der Geduld in größere Tiefen hinabreicht.

Herbert Wessely

SOMMERSTILLE

Das Muschelhorn der Stille rauscht.
Sand rieselt. Fliehende Sekunden —
klein, schattenlos. Die Wolke bauscht
ihr weißes Segel vor des Windes Flamm.
Mit tausend Munden
lechzt die Erde.
Der Horizont sträubt seinen Wellenkamm.
Grashalme winken her mit kindlicher Gebärde,
und halten sich in Büscheln fest.
Die Stille rauscht. Ihr Atem läßt
die weite Schale
der Einsamkeit erbeben.

Wolfgang Roscher

Ein Sudetendeutscher Zwölftöner

Heinrich Simbriger — Ein Komponistenschicksal

Wenn man Simbriger und seiner Gattin in ihrem Münchner Heim gegenübersitzt, das beide mit subtilem Kunstgeschmack ausgestattet haben, und mit ihm über seine Pläne spricht, seine Werke auf Schallplatten oder auf dem Flügel dargeboten hört, sowie diesen Menschen in seiner Welt mit ihren Weiten und Grenzen betrachtet — dann fragt man sich zuweilen, inwiefern sein Leben und Werk nicht symptomatisch für den Übergang der Zeiten und Vorstellungen sind, die aus den ebenso grandiosen wie charmant-morbiden Musikgefilden altösterreichischer Spät- und Neuromantik in die Entwurzelung, Vereinzelung und Selbstverantwortung deutschböhmischen Musikantentums von heute geführt haben; und man wünscht sich, daß recht viele von uns, die diesen kulturgeschichtlichen Vorgang mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgen, Simbriger und seinem Schaffen begegnen mögen.

Einst hatte der Sultan von Konstantinopel einen Soloflötisten, den er später als Hofkapellmeister an den Khediven in Ägypten abtreten mußte: er hieß Zaleiski und war Simbrigers Großonkel. Sein Bruder und der andere Großvater des Komponisten aber wanderten als aktive österreichische Offiziere mit ihren Familien durch die Garnisonstädte der alten Donaumonarchie. Simbrigers Elternhaus, das den Künsten, vor allem aber der Malerei aufgetan war, stand schließlich in Aussig an der Elbe, wo sich der Vater, ein Siebenbürger Sachse, als Facharzt für Zahnheilkunde niedergelassen hatte. Die Mutter, eine junge und schöne elegante Dame — ihr Bild hängt in Simbrigers Arbeitszimmer — hat deutsche, slowenische, tschechische und polnische Vorfahren; sie stirbt, nachdem sie 1903 einem Knaben, der auf den Namen Heinrich getauft wurde, das Leben geschenkt hatte. So verbringt Simbriger zunächst seine Kindheit bei den Großeltern in der Wachau, kehrt dann wieder in seine Vaterstadt zurück und absolviert die Volks- und Oberrealschule. In dieser Zeit ist die Zoologie der niederen Tiere seine erste große Leidenschaft, dann folgt die Literatur, schließlich die Musik. Freilich, der Knabe hatte schon mit acht Jahren Klavierunterricht erhalten und später auch mancherlei Gelegenheit gehabt und genutzt, Opern- und Konzertaufführungen zu besuchen. Aber erst nachdem durch die Pubertät ein Fieber des Gedichteschreibens ausgelöst worden war, begann Simbriger mit seinen ersten Kompositionsversuchen. Dieser typisch emotionale Einstieg in das Kunsthandwerk nach vorausgegangenem Studium der Würmer, Käfer, Schmetterlinge, Fische und Molche wird für seine spätere künstlerische Arbeitsweise ebenso interessant bleiben wie die integrierende Aufarbeitung seines weiträumigen nationalen und kulturellen Erbes.

An der Schwelle von Simbrigers musikalischen Erlebnissen steht ein Werk, das alle Süßigkeit einer späten Frucht und alle Müdigkeit einer überreifen Epoche in einem

kolossalgemäldehaften Repräsentationsbedürfnis entfaltet: Gustav *Mahlers* „Lied von der Erde"; später zählt der junge Maturant aber auch Bruckners Achte zu seinen erwählten „Heiligenbildern". Das künstlerische Bedürfnis wird deutlich erlebt, ein Fernziel lockt, die Wege liegen noch im Dunkel. Ein Jahr danach beginnt er sein Musikstudium an der Prager „Deutschen Akademie für Musik und darstellende Kunst" — nach vorausgegangenen widerwillig betriebenen zahntechnischen Versuchen in der väterlichen Praxis und dann gleichzeitig mit vorübergehenden gehorsam auf sich genommenen medizinischen Studien; diese werden aber bald zugunsten anderer brotberuflicher Exerzitien, wie Germanistik und Anglistik, verlassen. Allein auch hierin vermag er sich nicht bleibend anzusiedeln: ihn ziehen Musik- und Kunstgeschichte, besonders aber die Philosophie des Begründers der Gestalttheorie, Christian von *Ehrenfels*, weit mächtiger an. Es spricht für die Instinktsicherheit, Gewissenhaftigkeit und Opferbereitschaft von Simbrigers persönlichem Bildungsplan, daß er bald auf alle existenzsichernden Studien verzichtet, um für eine universell-kulturwissenschaftliche und unpragmatisch-humanistische Persönlichkeitsbildung frei zu sein; welche praktischen Konsequenzen diese idealistische Studienauffassung für eine konkrete Berufsfindung inmitten unserer zunehmend auf materielle Erfolge und unmittelbare Rentabilität abgestellten Gesellschaftsordnung haben mußte, wird noch deutlich werden.

Über sein damaliges Musikstudium in Prag schreibt Simbriger einmal folgendes: „An der Akademie lernte ich sehr viel bei dem zwar unbequemen, aber in seiner Art unvergeßlichen *Zemlinski*, weniger bei *Finke*. Dieser hatte damals einen Expressionismus eigener Art gefunden und unter anderem ein Heft Klavierstücke herausgegeben, genannt ‚Gesichte', die mir recht seltsam vorkamen. Ich komponierte in einer übermütigen Stimmung eine Persiflage des Werkes, wobei ich die scheußlichsten Zusammenklänge zusammensuchte und verwendete, die ich nur finden konnte, und den Stücken entsprechende Titel gab (‚Nachtgebet einer Ölsardine', ‚Die himmelblaue Qualle', ‚Aus dem Tagebuch eines musikalischen Mondkalbs', ‚Der Meisterdetektiv', ‚Bestialität' usw.). Ich zeigte Finke dieses Produkt ganz scheinheilig und erwartete, hinausgeworfen zu werden. Ganz wider Erwarten war er aber begeistert, offenbar in dem Wahn, Schule gemacht zu haben, und ließ die Klavierstücke aufführen, nicht ohne allerdings die ominösen Titel wegzulassen, für die nach seiner Ansicht ‚das Publikum noch nicht reif' war. Es wurde ein beachtlicher Erfolg. Ich galt mit einemmal als eine Hoffnung der Moderne. In Steinhards Musikzeitschrift ‚Der Auftakt' kam eine Besprechung, die voll des Lobes über die neuentdeckten Zusammenklänge war. Bei *Steinhard* selber in Musikgeschichte brauchte ich nie mehr eine Prüfung abzulegen, weil man mein Genie schonen wollte . . . Diese Episode beleuchtet den Zwiespalt, in den ich damals geraten war, als ich, in der klassisch-romantischen Musikwelt aufgewachsen, in Prag als Mitglied des ‚Vereins für musikalische Privataufführungen' in Berührung mit den neuesten Werken von Schönberg, Berg, Webern usw. gekommen war. Die Kluft zwischen den beiden Welten, denen ich mich doch beiden irgendwie angehörig fühlte, war scheinbar nicht zu überbrücken. *Es war von nun an mein Hauptproblem und mein Hauptbestreben als Komponist wie als Theoretiker, irgendwie eine organische Verbindung zwischen diesen auseinanderstrebenden Welten zustande zu bringen.*"

Die innere Not dieses Zwiespalts zwischen „Alt" und „Neu", die Simbrigers künst-

lerisches Selbstverständnis in Frage stellte und die ästhetischen als existentielle Gegensätze erfahren ließ, trägt jetzt auch zur Unterhöhlung seiner Gesundheit bei. Er verbringt eine Zeitlang in Lungensanatorien. Dann bricht er zu einer einjährigen „Italienischen Reise" auf, die ihn in Neapel, auf Sizilien und Capri länger verweilen läßt. Er studiert das sardische Volkslied, die Verdische Oper und begegnet dem, was man die Zeugen der Antike nennt. Nach Wiedererlangung der leiblichen Gesundheit und des seelischen Gleichgewichts kehrt er aber nicht nach Prag zurück, sondern setzt seine Tonsatzstudien an der Münchner „Akademie der Tonkunst" und als Privatschüler von Joseph *Haas* — also jenseits von Neu- und Zwölftönertum — fort; und er beherrscht die Regeln des „Alten" bald so gut, daß ihn Haas als Kontrapunktlehrer an das Kölner Konservatorium empfiehlt, wo er indessen als „Ausländer" abgelehnt wird. So führt ihn die Odyssee unermüdlichen Suchens und Studierens nun nach Wien. Hier rundet er seine konservative Musikausbildung mit Unterweisungen in katholischer Kirchenmusik durch Joseph *Lechthaler* ab. Gleichzeitig begegnet Simbriger aber wiederum dem „Neuen" — die Donaumetropole besaß ja schon längst ein doppeltes Antlitz der Musik, wenn auch die Genien der Moderne von vielen als makabrer Kontrapunkt zu den altwienerischen Musen apollinischer Heiterkeit empfunden wurden. Und zwar tritt Simbriger dem Schülerkreis um Joseph Mathias *Hauer* bei, dessen Zwölftontechnik sich von der Schönbergschen Dodekaphonie deutlich unterscheidet und auf den Suchenden durch ihre zwingende Logik rotierender Klangbandspiralen faszinierend wirkt. Übrigens entsteht in diesen Jahren auch Simbrigers erste Oper „So ein freier Junggeselle", ein komischer Einakter, der in Aussig uraufgeführt wird; bei dieser Gelegenheit lernt er den Schweizer Dichter Hermann Ferdinand *Schell* kennen, dessen „Judith" als zweite Oper vertont wird — ganz nebenbei: dieser „Librettist" ist der Vater der Filmschauspielerin Maria Schell.

Seltsamerweise verwendet Simbriger in diesen Jahren noch immer neuromantische Stilprinzipien, obwohl er doch die Stilrichtungen der Moderne mit Werken Strawinskys, Hindemiths und Bartoks in München kennengelernt und die Dodekaphonie der Schönbergschule in Prag und die des Hauerkreises in Wien intensiv studiert hatte. Die hier zutage tretende Scheu davor, sich handwerklicher Praktiken äußerlich zu bedienen, ehe ihr Sinngehalt innerlich bewältigt ist, macht sowohl Simbrigers künstlerische Ehrlichkeit als auch seinen langsamen Reifungsprozeß deutlich. Wie sehr sich nun seine persönliche Skepsis dem eigenen Lebensweg gegenüber mit dem kulturellen und soziologischen Entwicklungsprozeß (von einer großbürgerlich-altösterreichischen Musikpflege zu den isolierten, der menschlichen und künstlerischen Einzel- und Gruppenverantwortung anheimgestellten Kunstidealen einer kosmopolitischen Moderne) sowie mit den politischen Schwierigkeiten für die Feldgewinnung eines sudetendeutschen Jungintellektuellen während der Zwanziger und Dreißiger Jahre verquickt zeigt! Als tschechoslowakischer Staatsbürger kann er in Deutschland, als neuromantischer Musikbürger in der Moderne noch nicht Fuß fassen. Und so ist es keine Flucht vor den kompositorischen und beruflichen Forderungen dieser Zeit, wenn er seinen Ausbildungsgang für noch nicht beendet ansieht und jetzt die Wiener Universität als Hörer der Völkerkunde und Musikwissenschaft bezieht. Der Großneffe des türkischen und später ägyptischen Hofmusikers studiert nun die musikalische Theorie und Praxis der orientalischen und fernöstlichen Kulturvölker; und mit der gleichen Akribie, mit der sich der für kategorielles Denken früh aufgeschlossene Knabe einst der

Erforschung der niederen Tiere zugewandt hatte, gibt sich der reifende Mann jetzt den geisteswissenschaftlichen Untersuchungen hin, die für ihn in der brennenden Frage zusammengefaßt sind: *„in welchen Formen denn überhaupt Musik erscheinen könne."*

1937 promoviert Simbriger mit der Dissertation „Gong und Gongspiele" zum Doktor der Philosophie an der Universität Wien — die Arbeit erscheint, vom holländischen „Koloniaal Instituut" subventioniert, zwei Jahre später als Sonderdruck des „Internationalen Instituts für Ethnographie" in Leyden. Diese Integration der ererbten und selbstentwickelten Geistesausrichtungen, wie sie in der Aufarbeitung, Verschmelzung und Durchdringung seiner prinzipiellen und systematischen Interessen nun zu Tage tritt, bedeutet eine Stabilisierung für Simbrigers Lebens- und Schaffensformen — und nicht (wie man durch die Brille überholter Vorstellungen vom naiven Nur-Musiker hätte fürchten können) die Verzettelung der schöpferischen Kräfte eines Komponisten durch wissenschaftliche Ambitionen.

Tatsächlich ist auch das kompositorische Werk unterdessen ganz erheblich gewachsen: an äußerem Umfang, innerem Gewicht und öffentlicher Verbreitung; die „deutsche Sendung" des tschechoslowakischen Rundfunks führt regelmäßig seine neuesten Arbeiten auf. Kein Wunder, daß sich Simbriger zunächst wieder nach Prag wendet. Hierzu berichtet er uns folgendes: „Als ich nach Prag gekommen war, vermißte ich zu meinem nicht geringen Schrecken eine Aktenmappe mit meinen sämtlichen Werken. Alles Suchen war vergebens. Als ich einem alten Kollegen, der inzwischen Redakteur beim Prager Tagblatt geworden war, mein Leid klagte, reichte er einen Bericht über mein Mißgeschick ein unter dem Titel ‚Komponist verliert seine Werke'. Dieser Artikel wurde sofort von den meisten Blättern der ganzen Republik nachgedruckt. Bald darauf fand sich die vermißte Mappe in einem Rucksack zwischen alten Bergschuhen, wohin sie bei der Zollrevision an der Grenze offenbar geraten war. Immerhin wurde die Tatsache, daß ich wieder im Lande war, allgemein bekannt. — Ich interessierte mich damals für die Möglichkeiten der Vierteltonmusik und arbeitete monatelang mit dem tschechischen Komponisten Alois *Hába* gewisse Möglichkeiten seines Viertel- und Sechsteltonsystems aus. Auf mein Schaffen haben diese Untersuchungen indes keinen Einfluß ausgeübt, denn ich überzeugte mich bald, daß diese Systeme nur innerhalb eines rein melodischen Musizierens sinnvoll sein können, während die harmonischen Möglichkeiten keine wirkliche Bereicherung dessen darstellen, was innerhalb unseres Zwölftonsystems bereits vorhanden ist." Wenn auch des Lernens bei einem für schöpferische Anregungen stets aufgeschlossenen Künstler kein Ende ist, so bedeutet doch die Begegnung mit Hába die letzte Station von Simbrigers universellem Bildungsgang. Was nun folgt, pflegt im allgemeinen mit dem von Geschick und Fügung recht unrealistisch abstrahierenden Begriff „Existenzkampf" bezeichnet zu werden. Aber im Zusammenhang mit den sich überstürzenden Fluten politischer Katastrophen (deren Wellentäler ihn zu keinerlei Verweilen einluden) und mit dem Opfergang seiner Volksgruppe gestaltet sich Simbrigers beruflicher Werdegang entgegen allen menschlichen Vorausplanungen zu einem schmerzlichen Leidensweg.

Als es zur Eröffnung des großen Minderheiten-Senders Prag-Melnik kommt, bietet man die ehrenvolle Stelle des musikalischen Leiters an diesem Institut Heinrich Simbriger an. Der tschechoslowakische Außenminister Krofta setzt seine Kandidatur

gegenüber den vom Ministerpräsidenten Hodža unterstützten Ansprüchen Gustav Beckings durch. Kaum ist Simbriger im Funk eingezogen, als die Wahlen vom 1. Mai 1938 die demokratische Basis des Senders in Frage stellen. So fährt er zu Verlagsbesprechungen nach Holland und sucht dort nach einer Möglichkeit, Europa den Rücken zu kehren, den drohenden Kriegsereignissen zu entgehen und zugleich einen lange gehegten Wunsch zu verwirklichen: die Länder seiner orientalischen und fernöstlichen Musikstudien kennenzulernen. Es sollte sich aber herausstellen, daß der Ausweg nach Übersee genau so versperrt lag wie der Rückweg nach Prag. So geht Simbriger in seine Vaterstadt zurück — das Sudetenland war inzwischen vom Mutterlande Böhmen abgetrennt und reichsdeutsch geworden — und vergräbt sich in Aussig in seine kompositorische Arbeit. Kaum aber ernten seine Fünf A cappella Gesänge nach Texten von Stefan George auf dem großen deutschen Chormusikfest zu Graz im Sommer 1939 stürmischen Beifall und ausgezeichnete Pressekritiken, so bricht der Krieg aus. Alle Chancen für Berufungen und dergleichen sind wieder verbaut. Simbriger nimmt vorübergehend die Musiklehrerstelle an der Oberschule für Jungen in Tetschen-Bodenbach an. Ein gleichzeitiger Kontakt zu Emil *Merker* schlägt sich in zahlreichen Vertonungen seiner Gedichte nieder. Das Liedschaffen wächst und wird neben einer sich stetig fortsetzenden Reihe von Kammermusikwerken zum bevorzugten und persönlichsten Metier des Komponisten. Vieles wird aufgeführt, manches bei C. F. Kahnt in Leipzig gedruckt. Da, inmitten der fruchtbarsten Arbeiten, erreicht ihn im April 1943 die Einberufung zum Kriegsdienst. Simbriger gelangt nach Nordnorwegen. Von dort in die Bretagne. Als französischer Kriegsgefangener schreibt er Bearbeitungen für ein Schrammelquartett seiner Kameraden, die ihn dafür mit Papier aus der Lagerschreibstube versorgen. Und den Verlust von Stellung, Besitz und Heimat kompensiert er in Zelten und Baracken durch die Rekonstruktion seiner musiktheoretischen Arbeiten, soweit er sich die Zeit dazu stehlen kann. Im Sommer 1946 wird er entlassen.

Der Dreiundvierzigjährige muß von neuem beginnen und verbringt die notvollen Nachkriegsjahre als Korrepetitor, Klavierlehrer und Kirchenmusiker in Murnau/Obb. Seine Zähigkeit ist bewunderungswürdig. Er komponiert, schreibt an seiner „Komplementären Harmonik" und verfaßt ein Werk über das geistige Erbe des alten China. Dann nimmt er sich der Pflege des Kunst- und Geisteslebens seiner vertriebenen Landsleute an, wird vorübergehend Kulturredakteur der „Sudetendeutschen Zeitung" in München, baut die Fachgruppe Musik der Eßlinger „Künstlergilde" auf, schreibt einen „Werkkatalog zeitgenössischer Komponisten aus den deutschen Ostgebieten", liefert für das große Werk „Die Vertriebenen und Deutschland" den Beitrag „Musik und Musikalität" und arbeitet als musikalischer Fachberater mit dem „Adalbert Stifter Verein" in München zusammen.

Simbrigers schöpferische Kräfte haben sich unterdessen zu einem stetigen Fluß kompositorischen Schaffens zwischen vielgestaltigen, doch sicheren Ufern klarumrissener künstlerischer Vorstellungen verdichtet. Sein Stil erscheint nun schon seit langem völlig konsolidiert, seine Arbeitsweise ist rein dodekaphon geworden: einiges ist im System Hauers, das meiste aber nach Simbrigers eigenem Prinzip seiner „Komplementären Harmonik" (auf deren Veröffentlichung wir nun hoffen dürfen) komponiert. 1956 hält er ein vielbeachtetes Referat über die Situation der Zwölftonmusik auf dem „Internationalen Kongreß für Musikwissenschaften" in Wien, das von

verschiedenen Fachorganen publiziert wird, 1959 einen ähnlichen Vortrag in Berlin. Seinen Werken begegnen wir in den Radio- und Konzertprogrammen vieler Städte: am meisten in München, aber auch in Stuttgart, Frankfurt, Belgrad, Regensburg, Eßlingen usw.

Was soll man dazu sagen, daß Simbriger seine künstlerische Existenz bereits seit Jahren durch die statistische Verwaltung der bayerischen Ziegeleien erkauft? Daß die äußere Anerkennung seines Lebenswerkes (etwa durch die wünschenswerte Verleihung einer Tonsatzprofessur) mit seiner tatsächlichen Wertschätzung durch Fachkollegenkreise und die landsmannschaftliche Intelligenz nicht Schritt halten konnte? Daß man sich bei der Betrachtung seiner Entwicklung all der Schwernis, des Verzichts, aber auch der Fruchtbarkeit bewußt wird, die das Leiden an der Zeit, in die wir gestellt sind, und am erzwungenen Wechsel des Lebensraums, in den wir geboren wurden, bedeutet — für den bedeutet, der seine Leistung nicht anbieten kann, wie ein Händler seine Ware nach den Spielregeln von Angebot und Nachfrage verkauft? Ist doch die künstlerische Leistung eine keinesfalls überall und jederzeit konvertierbare Goldmünze, sondern ein Wert, der vielfach von den geistigen Bedarfsgütern einer Kulturlandschaft abhängt und häufig mit den verstehenden Blicken einer Schicksalsgeneration abgelesen werden muß! So werden wir auch Simbrigers Bedeutung für die sudetendeutsche Musikkultur nur gerecht, wenn wir sein Werk aus den Bezirken musealer Unverbindlichkeit in unsere persönliche Erfahrung und Besinnung hineinholen.

Der heute Achtundfünfzigjährige hat etwa 150 Opuszahlen aufzuweisen. Davon mag manches zu Jugend-, Studien- und Gelegenheitsarbeiten gehören. Mindestens 50 Werke bilden jedoch jenen Schaffensbereich des Komponisten, zu dem er sich nach strenger Selbstprüfung auch heute noch bekennt. Hierunter befinden sich neben vereinzelt vertretenen Opern-, Konzert- und Orchesterwerken sowie etlichen weltlichen und geistlichen Chorzyklen vor allem eine große Anzahl von Kammermusik- und Liedkompositionen, mitunter in den reizvollsten Besetzungen.

Zu den subtilsten und melodisch wie klanglich inspiriertesten Arbeiten Simbrigers zählt sein Op. 99, eine Art Solokantate für Altstimme, Flöte und Klavier nach Emil Merkers „Herbst" — ein Stück voll rätselhafter Schwermut im weichen Fluß einer sich stetig fortspinnenden $^{7}/_{8}$-Taktbewegung, in die sich die sattgefärbten Fäden weiträumig gespannter Kantilenen sanft verweben. In ähnlicher Weise beeindruckt seine „Elegie für Englischhorn, Solovioline und tiefe Streicher" op. 94 durch ein konsequentes Dunkel der Klang- und Stimmungsfarben, dessen innere Erregung von der gepreßten Klage des Doppelrohrblattinstruments über weitstreckigen Streicherpizzicati ausgeht. Die Variationen für Bläserquintett op. 103 bilden vielleicht Simbrigers grüblerischstes und in der Harmonie von Strukturplanung und Affektgehalt reifstes Werk.

Ganz allgemein kann man über die stilistischen Kriterien seines unverkennbaren Personalstils vielleicht folgendes aussagen: Simbrigers Initialerlebnis von Mahlers „Lied der Erde" verliert nie eine gewisse latente Bedeutung für die emotionale Richtung seines Schaffens. Die „späten", traumhaft überreiften Töne bleiben seine Stärke. Sie drücken, wie schon vorher bei vielen Romantikern, Tieferes und Bleibenderes aus, als jene mitunter in Fröhlichkeit und Frische anklingenden Stimmungsgehalte. So nimmt es nicht wunder, daß Simbriger vom konzertanten Optimismus des jungen bis mitt-

leren Hindemith im Grunde ebenso unbeeinflußt scheint wie von der sakralen Monumentalität oder geschliffenen Gestik des klassischen Strawinsky; aber auch Bartok bleibt relativ unberücksichtigt, besonders in der Spontaneität seiner folkloristischen Rhythmen. Schönberg allein, der einzig legitime Nachfahre der Spätromantik, wird von den Groß- und Altmeistern der Moderne für Simbriger entscheidend: weniger durch seine Technik, die Simbriger in der Nachfolge und Weiterentwicklung Hauerscher Systeme spontaner handhabt; kaum durch seine hektische Klangphantasie, der Simbrigers stärkere Bindung an die klassisch-romantische Überlieferung entgegensteht; schon gar nicht durch sein doktrinäres Pathos, das Simbrigers Naturell völlig fehlt — wohl aber durch Schönbergs „proprium et ipsissimum": expressive Klage mit grüblerischer Form zu verbinden oder gegeneinander aufzuwiegen! Simbrigers Konsequenz ist in ihrer Art bewunderungswürdig: er entwickelt sein Formgefühl aus der Kunsttradition des vorigen Jahrhunderts, knüpft an das großösterreichische und besonders deutschböhmische Musiziererbe an, gewinnt seine Satztechnik aus der Dodekaphonie der Moderne und verschmilzt all diese Elemente zu einem Klang- und Strukturmedium für seine künstlerische Aussage. Um diese *seine* Sprache reinzuhalten, verzichtet er auf alle sonst möglichen Anregungen: ihn reizt kein „elementares Musizieren" und keine „jugendbewegte Gebrauchsmusik" — aber auch keine „serielle Durchorganisation" des Tonmaterials und keine „Elektronik". Die Kluft zwischen „Alt" und „Neu", unter der er zunächst maßlos gelitten und die er dann kaum schließen zu können geglaubt hat, existiert in seinem reiferen Schaffen überhaupt nicht mehr: sie ist durch seinen ebenso traditionären wie evolutionären und modernen Personalstil lückenlos und endgültig geschlossen.

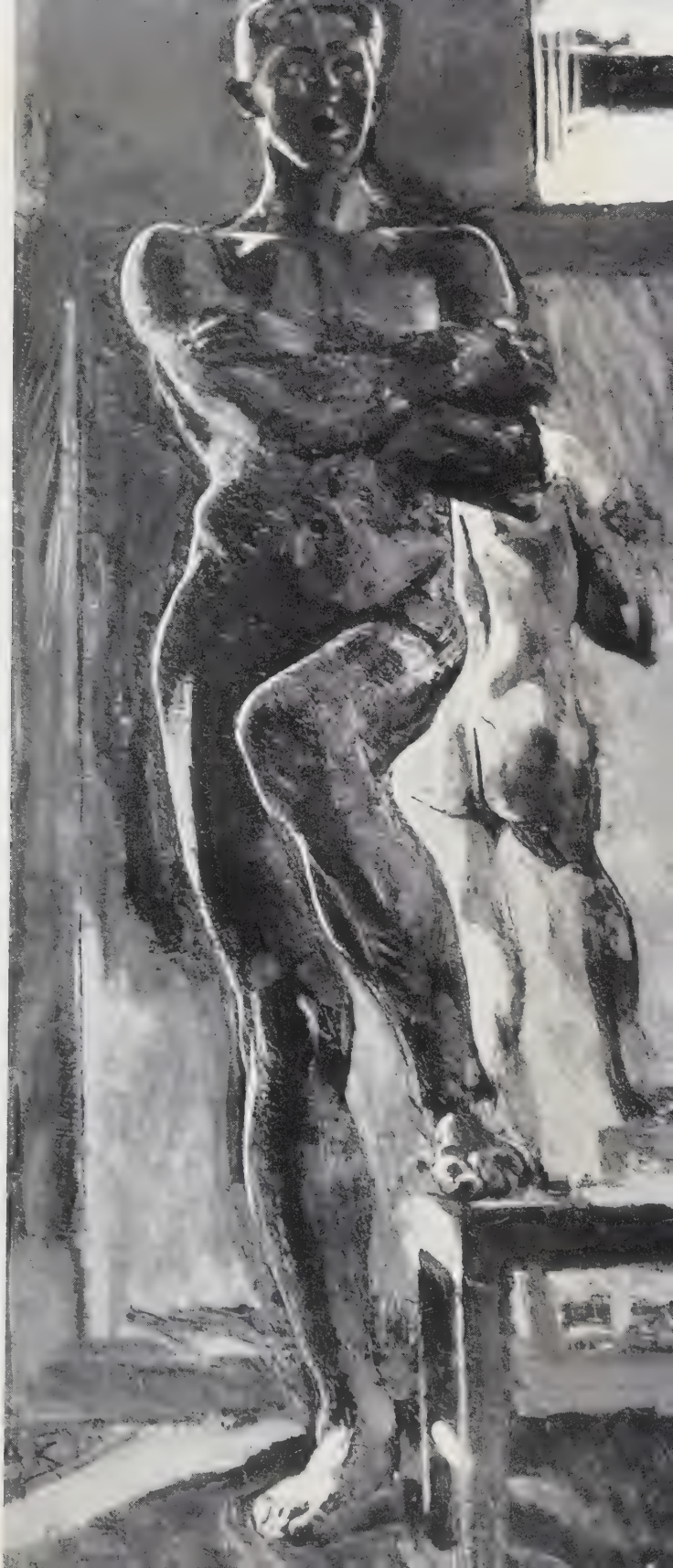
So bleibt zu wünschen, daß das, was uns am Beispiel einer künstlerischen Leistung ermöglicht scheint, auch in unserem Lebensgefühl insofern verwirklicht werde, als das große deutschböhmische Musikerbe eine ebenso große Verantwortung für die sudetendeutsche Gegenwartskultur wachrufen möge!

Große Gedanken gleichen Bränden in Opferschalen, an denen andere ihre Fackeln [entzünden.

Hinter jedem Geheimnis wartet Gott, daß wir ihn erkennen.

Ich schränke mich lieber in Freiheit ein, als daß ich ein Wohlleben in Unfreiheit führe.

(Aphorismen, Josef Schneider)



ANTON KOLIG „Großer Spiegelakt"

GERHARD SWOBODA aus dem „Dschungelbuch"

Rudolf Quoika

Rudolf Freiherr von Prochazka

Einige Gedanken über einen Prager Musiker

Als ein Musikfreund im Vorjahre auf Prager Friedhöfen das Grab von Rudolf Freiherrn von Prochazka suchte und es schließlich in Břevnov fand, gesellte sich der Kustos zu ihm und bedeutete, daß selbst bei der Trauerfeier nur wenige Leidtragende anwesend waren, sonst kaum jemand nach dem ihm bekannten Herrn nachfragte und er der erste sei, der das Grab jenes Mannes suche, dessen sterbliche Hülle am 24. März 1936 der Erde übergeben worden war. Dann standen beide vor dem hohen Grabstein, dessen gläserne Tafel zersplittert am Boden lag; der Frost hatte ihr ein frühes Ende gesetzt. Baron Prochazka, wie man den hochgebildeten Mann allgemein nannte, wurde am 23. Feber 1864 in Prag geboren. Frühzeitig erkannte man die reichen Talente des Knaben, der eine humanistische und künstlerische Ausbildung erhalten sollte und deswegen auf das Gymnasium geschickt wurde, während die Musiker E. Wittrich, Ludwig Grünberger und Zdenko Fibich die musikalische Ausbildung übernahmen. Wittrich machte aus dem Begabten einen Geiger, die beiden anderen bildeten den zukünftigen Komponisten. Nach der Matura studierte von Prochazka die Rechte, promovierte zum Dr. juris und trat in den staatlichen Verwaltungsdienst ein, den er als Bezirkskommissar in Eger begann und als Bezirkshauptmann und Ministerialrat in Prag fortsetzte, bis er 1924 in den Ruhestand trat. Dieser Beamtenlaufbahn stand aber eine zweite gegenüber, die künstlerische, deren Wirken so weitgehend war, daß sie selbst die amtliche staatliche kreuzte und diese in den Bereich des Musischen zog. Prochazkas Bildung erfloß aber aus weiteren Quellen, nämlich aus den Prager Salons, die in seiner Jugendzeit noch wichtige Bildungsstätten geistiger Kreise wurden und die es überall dort gab, wo auf Geistesleben besonderer Wert gelegt wurde. Bürgertum und Adel, die Künstler aller Richtungen, Professoren der Universität und Gäste aus dem In- und Ausland kamen ebenso zu Wort wie die Adepten der jeweils jüngsten Kunstrichtung, die die Kammermusik ebenso einschloß wie die Deklamation oder das lebende Bild. Die Prager Salons des *Fin de siècle* waren kein Abklatsch einer längst ausgestorbenen Einrichtung, die von der Zeit abgenützt wurde, sie waren notwendige und nutzbringende Veranstaltungen jener Zeit, in der das Prager Deutschtum in einigen Belangen bereits eine private Lebenssphäre suchen mußte, um artgemäß weiter zu leben. Traditionen berühmter Prager Musikstätten wurden wachgehalten, so die des Salons Tomaschek-Ebert oder der Geist der berühmten Musikstätte des Reichenbergers Proksch; im Hause des Herrn von Portheim betrieb man Kammermusik — wie in vielen anderen Prager Häusern — und die Prager Musikwelt, voran das Streichquartett Bennewitz wirkte

von hier aus in alle Welt. Noch immer gab es zahlreiche Klavieristen aus der klassischen Zeit der Salons, die die beiden Dreyschock, Schulhoff und Zedesco formten, überall musizierte man und verteidigte auch die Prager Ästhetik, die von Dambeck ausging und zweigleisig zu Ambros und Hanslick führte. Auf diesem Parkett wurde der junge Prochazka groß, hier konnte man Kompositionen zur Uraufführung bringen und Lyrik vortragen, aber auch den künstlerischen Sinn schärfen, dessen letzte Form die Romantiker in das Königreich gebracht hatten, und der zuletzt über die Schumann'schen Davidsbündler zu einer deutsch-geistigen Enklave geworden war, indes die slawischen Wogen brandeten. Die Aufmerksamkeit des jungen Musikers vermerkte zugleich alles, was erzählt wurde oder ihm als traditionsbildend erschien, die Geschichten der Mozart-Zeit ebenso wie die Besuche junger Musiker (Wagner, Liszt, Berlioz) in Prag; Prochazka schritt wachen Auges durch die Musikstadt Prag, um alles zu erlauschen, was märchenhaft an jene Zeit erinnerte, in der die Harfner die Melodien Mozarts ins Volk trugen und in den Herzen verankerten. Das war der Boden, aus dem das Werk Prochazkas wuchs, das musikalische wie das literarische.

Ein Gedichtband „Asteroiden" (Prag 1887) war der Auftakt, es folgte eine programmatische Schrift „Versuch einer Reform der deutschen Lyrik" (Leipzig 1888) und dann rasch hintereinander eine Reihe musikalischer Beiträge, die Prochazkas Ruf als Musikschriftsteller begründeten. Am meisten bekannt wurde das berühmte Buch „Mozart in Prag" (Prag 1891), die Biographie des Hallenser Meisters „Robert Franz" (Leipzig 1894), „Arpeggien", Musikalisches aus alten und neuen Tagen (Dresden 1897), eine Biographie des Wieners „Johann Strauß" (Berlin 1899) und schließlich das Buch „Das romantische Musik-Prag" (Saaz 1914). In späten Jahren erschien unter dem Titel „Der Kammermusikverein in Prag" (Prag 1926) eine genaue Geschichte dieser Institution, die zugleich als Geschichte der Prager Kammermusik gewertet werden kann. Die Titel der Bücher und Schriften, auch die der zahlreichen Aufsätze, die Prochazka in Prager Zeitschriften und Zeitungen abdrucken ließ, ermöglichen einen Blick in des Verfassers Geisteswelt: Prag und Mozart, die Romantik und das Musikleben im deutschen Prag. Der rastlose Geist legte alles nieder, was ihn umgab, was Leben sprühte und wert war, der Zukunft überliefert zu werden. So vermittelte die beschwingte Feder viel von dem, was eigentlich der heimischen Musikwissenschaft zugehört hätte.

Das musikalische Werk des Rudolf Freiherrn von Prochazka gehört der Welt der Romantik an; es geht von Schumann und Robert Franz aus, behält aber als Herzstück pragerischen Fühlens Mozart als Idol bei; dem Meister des „Don Giovanni" gehörte auch das sinfonische Hauptwerk Prochazkas, die „Harfner-Variationen über ein ungedrucktes Thema von Mozart" für großes Orchester. Ein anderes Hauptwerk wurde unter dem Titel „Christus. Das Mysterium seines Lebens" aufgeführt. Diese Schöpfung vereinigt als Melodram gesprochenes Wort mit Musik und knüpft an Gedankengut seines Lehrers Fibich an, der altklassische Stoffe ebenso behandelte (Hippodamia). Zahlreiche gedruckte Lieder, Männerchöre mit Orchesterbegleitung (Die Palmen; Die Seerosen) und vor allem die feine Märchenoper „Das Glück" (Wien 1898) ergänzen dieses musikalische Werk des kultivierten Meisters. Auch die Klaviermusik nimmt einen breiten Raum ein, unter anderem das Capriccio „Prager Dame" für Klavier (Bremen, Praeger & Meier), das als Huldigung vor jenen guten Geistern zu gelten hat, die den Genius bekränzen.

Als Musikreferent der Prager Statthalterei machte Baron Prochazka den Versuch, das gesamte Musikleben Böhmens einheitlich zu ordnen, ein Versuch, der leider nur teilweise gelang. Verdienstvoll war auch die Mitgliedschaft im Kuratorium des Prager Konservatoriums und schließlich gehörte Prochazka auch zu den Begründern der Deutschen Akademie für Musik und darstellende Kunst, die 1920 ins Leben trat. In jungen Jahren und später nach 1924 verwaltete Prochazka auch das Kritikeramt bei verschiedenen Prager Blättern.
Das Leben und Wirken dieses musischen Menschen sollte uns auch heute mehr als eine Erinnerung sein. Prochazkas Musik, zumindest die fein empfundenen Lieder, ist auch heute noch hörenswert und seine Schriften zeugen für jenes Prag, das in unserer Erinnerung lebt. Als Prager Deutscher erfüllte Rudolf Freiherr von Prochazka seine Aufgabe in seltener Weise und so gilt unser Gruß dem Hundertjährigen, der voll Anmut und Grandezza über den Prager Graben schritt und ein Typus seiner Zeit war: Ein Mensch, ein Künstler, ein Deutscher!

RUDOLF FREIHERR VON PROCHASKA (Extract)

This highly cultivated man was born in Prague in 1864 and died here in 1936. The musical talents of the very gifted by were developed by Wittrich. Grünberger, and Fibich, he studied the law and entered the Austrian administration serving at Eger and Prague as an administrative district officer and a counsellor of a ministerial department. His heart, however, was in music, the Salons of Prague at the fin de siècle with their great traditions reaching back to Mozart, Schumann and Wagner, the famous quartets, pianists and circles of aesthetic theorizing were the native country of his mind.
His first publication was a volume of poems ("Asteroiden", in 1887), in the next year he published his lyrical program ("Attempt at a Reform of German Lyrical Poetry"). Among his writings on music his book on "Mozart in Prague" (1891), his monographs "Robert Franz" (1894) and "Johann Strauss" (1898), his books "Das romantische Musik-Prag" ("Romantic Musical Prague", 1914) and "Der Kammermusikverein in Prag" ("The Chamber Music Club of Prague", 1926) made him widely known.
His musical work belongs to romanticism, he starts from Schumann and Robert Franz, but the idol of his heart is Mozart. His principal symphonic work is "Harp Variations on an unprinted theme of Mozart's", another great work the melodrama "Christ — the Mystery of His Life". Besides, there are many songs, choirs of male voices, and a fine fairy-tale opera "Das Glück" ("Fortune"). Of his numerous piano pieces the capriccio "Lady of Prague" deserves mention.
His activities as the musical counsellor of a government department in Prague, as a member of the board of the Conservatoire, as one of the founders of the German Academy for Music and Pictorial Arts and as music reviewer of several newspapers prove him a man, an artist, and a German of Prague.

Das Beerenmädchen

Je mehr die wirtschaftliche Bedrängnis in unserem Elternhause wuchs, um so stärker faßte mich, aus dem seltsamen Wunsche heraus, von ihr unberührt zu bleiben, das Verlangen, die Gebirgswälder meiner Heimat zu durchwandern. Es war die Zeit der Sommerferien. Das Bewußtsein, lange Stunden nur mir und meinen Wegen zu gehören, ließ jeden neuen Morgen in froher Erwartung grüßen. In jene Wochen nun fiel ein Erlebnis, das heute noch wie ein freundliches Idyll meine Erinnerung durchleuchtet.

Es war im Juli, zu Beginn der Ferien, da noch die unabsehbare Reihe freier Tage vor mir lag. Ich war gleich nach dem Frühstück aufgebrochen und darum schon zeitig im Wald. Einem Förster, ein paar Butterweibern, die in verbundenen Körben ihre Ware zum Markt trugen, war ich begegnet, sonst waren die Wege leer und zeigten nichts Ungewöhnliches. Doch als ich in der Nähe des Schwedenkreuzes aus dem Hutbergwald auf eine Lichtung trat, von der ein langes Wegstück zu überblicken war, sah ich in einiger Entfernung einen umgestürzten Tragkorb und daneben ein Durcheinander von Töpfen und Schüsseln auf dem Erdboden. Im Grase aber unter all dem Wirrwarr kniete jemand: ein schmächtiges Mädchen, die Hände vors Gesicht geschlagen, wie ich näherkommend erkannte. Sie kramte zwar, als ich an Ort und Stelle war, schon wieder in ihren Habseligkeiten, aber die Tränen rannen ihr noch immer über die Wangen. Ich erkannte nun auch das Unglück, das geschehen war: der Inhalt eines größeren Gefäßes, Heidelbeeren, war über den Pfad verschüttet.

Es ist ja verwunderlich, daß uns bei einem derartigen Anblick zu allererst immer die Komik reizt, und so fragte ich, nicht weiter entsetzt, nur lächelnd, was geschehen sei. Die Knieende warf mir einen bitterbösen Blick aus ihren nassen braunen Augen zu und sagte schluchzend: was ich da noch fragen brauche, hier sehe ich doch die Bescherung. Kein Herz im Leibe müsse der haben, der da noch lachen könne! Und sie wischte sich von neuem über die Augen.

Ich meine es auch nicht böse, versicherte ich, und wolle ihr gern helfen, wenn ich es könne.

Sie schüttelte stumm den Kopf und begann nun, nachdem sie aus einem Quarknapf einen Blechlöffel hervorgesucht, die blaubereiften, noch prallen Beerenkügelchen zu sammeln und in den Topf zurückzuschütten: das Tragband sei ihr gerissen! Weil es, längst morsch und geflickt, nichts mehr tauge! Als sie den Korb abgesetzt, um es, so gut es eben ging, in Ordnung zu bringen, sei er umgestürzt. Da habe sie nun das Malör. Ein Glück noch, daß die Beeren ihr selber gehörten. Gestern den ganzen Tag habe sie daran gepflückt, es gebe nimmer viele. Und der Jammer überwältigte sie wieder: Quark und Butter aber habe sie von der Nachbarin mitgenommen, das sei

nun auch versaut, sicher kaufe ihr das jetzt kein Mensch mehr ab. Es müsse wohl schon recht spät sein — sie blickte nach der bereits hochstehenden Sonne —, es habe ewig lange gebraucht, bis sie aus dem Hause kam. Der Erdmann, was ihr jüngster Bruder sei, ein Wilder und ganz Toller, habe sich schon in aller Herrgottsfrüh eine Schramme ins Knie gerissen, lang wie ein Finger. Sie habe Arnika aufgelegt und fest verfatscht, aber er halte ja sicher nicht still, Gott weiß, wie alles ausschaue, wenn sie heimkomme.

Ich hatte mich inzwischen um den Spankorb und das zerrissene Gurtband gekümmert. Wenn man es um ein Stück kürzer machte und das Querholz etwas höher durchsteckte, ließ es sich zur Not noch richten. Ich zog mein Taschenmesser und kam mit der Sache zurecht.

Sie hatte aufgesammelt, was aufzusammeln war, und verstaute jetzt, zwar nicht mehr schluchzend, aber immer noch ‚vom Bock gestoßen', alles wieder im Korb. Randvoll sei der Eimer gewesen und jetzt kaum noch halb! Und sie blickte bedauernd auf die noch ringsum zwischen Gras und Sand Verstreuten. Aber sie habe keine Zeit mehr. Ob ich mir nicht noch ein paar aufklauben wolle? Sünd und Schand sei es, wenn sie verkommen! Und sie danke auch schön für das Helfen. Sie fuhr in die Bänder: nein, sie seien nicht zu kurz, gerade recht.

Ob es ihr denn nicht zu schwer werde? Nun sie stand, sah ich erst die dürftige, kaum dem Kindesalter entwachsene Gestalt.

Jetzt wenn ich in die Tasche langen und den Verlust mit einem Geldstück hätte gutmachen können! Aber ich suchte nicht erst. Waren sonst höchstens ein paar armselige Kupfermünzen darin, in der letzten Zeit fehlten auch diese.

Nach ein paar Wochen traf ich das Mädchen wieder, wieder hatte sie den Tragkorb auf dem Rücken, doch diesmal leer. Sie war, obwohl es erst auf Mittag ging, bereits auf dem Heimweg. Sie erkannte mich zuerst und lachte mir schon von weitem zu: heute habe sie kein Malör gehabt, im Gegenteil, ausgemachtes Glück. Keine zwei Stunden habe sie brauchen hinter ihrem Korb hocken, da war schon alles verkauft und sie habe sich wieder nachhause aufmachen können. Ob ich mir damals noch ein paar Beeren aufgelesen habe?

Ich verneinte.

Warum nicht? Sie musterte mich von der Seite: ich sei mir wohl zu fein gewesen dazu? In ihrer Stimme war ein leises Abrücken: ich sähe schon ein bissel so aus! Was ich denn überhaupt treibe oder lerne, daß ich immer so müßig im Walde herumvagabundieren könne?

Sie schwieg eine Weile, als sie meine Antwort gehört, dann sagte sie in spöttisch herausgekehrtem Respekt: na ja, sie wolle den Herrn Studiosus nicht länger aufhalten! Sie müsse eh weiter.

Ich spürte mit Bedauern die Steifheit in ihrem Wesen, und in dem Wunsche, dies möge sich erst wieder geben, sagte ich, ich könne ja noch ein Stück mitkommen, mir sei es gleich, wohin ich gehe, heim zum Mittagessen käme ich noch zeitig genug.

Sie war es zufrieden und plauderte bald wieder unbefangen: ja, sie wolle auch nicht all ihr Lebtag in einem elenden Gebirgsdorf hinter dem Klöppelsack sitzen bleiben. Vielleicht, daß sie schon zum Herbst in die Stadt in Dienst gehe. Nur sei die Mutter immer wieder bettlägerig, und die Irma, die was nach ihr komme, tauge für die Hauswirtschaft noch zu wenig. Oder noch besser als in Dienst wäre Reisen.

Ich verstand sie zuerst nicht: Reisen?
Ja, mit einer Kapelle! erklärte sie. Ob ich denn noch nie in einer Erzgebirglerstube gewesen sei? Da liege doch in jedem Glasschrank so kurioses Zeug, was man aus der weiten Welt mitgebracht habe. Korallen und Seesterne und farbige Muscheln, und an den Wänden hängen Bilder mit einem rauchenden Berg. Und das alte Holzweibl, das einem im Walde begegne, war vielleicht in Indien oder in China und wisse alle möglichen fremden Wörter, Türkisch oder Japanisch oder Gott weiß was. Wenn man am Abend in der Hutzenstube beisammensitze und davon erzähle, wo man überall herumgekommen, sei es, als lese man aus einem Abenteurerbuch. Sie selber übe jede freie Stunde und könne auch bereits alles.
Welches Instrument sie spiele?
Flöte. Ob sie mir einmal etwas vorspielen solle — — ? Ein Lächeln um den Mund, überlegte sie: es ginge schon mal, sonntagnachmittags. Man könnte sich beim Schwedenkreuz, dort, wo ihr damals das Unglück passiert, treffen, sie bringe die Flöte mit.
Sie sah mich fragend an und errötete vor Freude, als ich zustimmte.
Ich rief mir das Bild des Mädchens in der Folgezeit nicht absichtlich ins Gedächtnis; trotzdem stand es immer wieder vor mir. Vielleicht würde ich nicht hingehen, es konnte sein, daß etwas dazwischenkam und mich abhielt. Das wäre nicht schlimm. Ich lebte dem Tage ohne Erregung entgegen. Vielleicht auch, daß s i e nicht kam, irgendetwas konnte sie daran hindern, oder sie hatte sichs überhaupt anders überlegt. Das wäre schade, wohl, aber schlimm auch nicht; nur wie ein Wolkenschatten, der vorübergehen und die Landschaft grau und erloschen erscheinen läßt, doch eben: nur vorübergehend. Man weiß, er zieht weiter.
Aber nichts hielt sie oder mich zurück. Sie war schon da, als ich kam. Diesmal sonntäglich zurechtgemacht. Unter dem dünnen Stoff ihres hellen Kleides ahnte ich ihre jungen Glieder atmen.
Ein wenig verlegen reichte sie mir die Rechte, in der Linken hielt sie etwas in länglichem Futteral, wohl die Flöte. Sie öffnete es und zeigte sie mir: ein schönes Stück, von ihrer Mutter, die auch gereist sei, ach, ihre Großmutter auch schon, und eine Tante sei zur Zeit unterwegs, in Rußland, sie habe die vorige Woche erst geschrieben.
Sie spreche immer nur von ihrer Mutter, nie von ihrem Vater, sagte ich. Was der sei?
Glut überflammte ihr Gesicht: sie habe keinen Vater.
Schon gestorben?
Sie schüttelte den Kopf: er lebe mit einer anderen. Sie sei unehelich. Der Blick ihres noch immer glühenden Gesichtes hing an dem meinen: nun werde ich daraufhin wohl nichts mehr von ihr wissen wollen?
Ich zuckte die Achseln, als messe ich dem eben Gehörten keine Bedeutung bei, bewunderte vielmehr mit einem beiläufigen Wort die Einlegearbeit von vergilbtem Elfenbein, mit der die Flöte, die sie noch immer betrachtend in Händen hielt, geziert war. Da ergriff sie wie in einer jähen Aufwallung von Dankbarkeit meine Linke und drückte sie. Ließ sie aber gleich wieder und sagte noch etwas über die Flöte: daß sie nicht nur hübsch sei, sondern einen ganz wunderbaren, weichen und runden Ton habe. Ich werde es gleich hören. Nur — sie sah sich überlegend um — hier am Wege, wo

Leute vorbeikommen konnten, möchte sie nicht spielen. Mehr drinn im Walde, sie wisse einen Platz.
Sie ging voran, ich folgte, und das träumerische Gefühl, das mich schon all die Tage in Bann gehalten, verstärkte sich noch, als ich ihre schmale Gestalt, geschmeidig da und dort ausweichend oder einen hindernden Zweig zurückbiegend, vor mir durch das Gesträuch gleiten sah, und zeitweilig war mir, als wäre alles nicht wirklich.
Wir kamen auf die Lichtung und setzten uns ins Gras. So, da höre man sie wohl kaum! In ihre Augen kam Aufmerksamkeit, sie hob die Flöte an den Mund und begann nach ein paar probenden Läufen.
Ich weiß nicht, was sie blies, begehrte es auch nicht zu wissen.
Ob es mir gefallen habe, fragte sie und ließ das Instrument sinken, in den Augen noch die Hingenommenheit des Spiels.
Ich nickte schwer.
Ob ich auch was spiele?
Ich verneinte stumm.
Nicht? Sie wunderte sich. Warum nicht? Ob ich nicht etwas lernen wolle? Vielleicht auch Flöte? Sie zeige mir die ersten Griffe.
Ich schüttelte abermals den Kopf und bat, sie möge weiterspielen.
Sie tat es.
Ich lagerte neben ihr, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, meine Rechte auf ihrem Knie.
Sie ließ es, an ihr Spiel verloren, geschehen. Sie ließ es, als sie wieder einmal geendet, auch geschehen, daß ich ihren Kopf zu mir niederbog. Ihr lächelndes Gesicht ganz nahe vor dem meinen, sah ich ihr ernst, in einer wachsenden Versunkenheit, in die Augen. Ich sah die Bäume und ein Stück Himmel darin sich spiegeln.
Die Luft war gelassen reglos wie unter einem Bann, der alles aus den willig sich öffnenden Händen nahm. Sie beugte sich noch tiefer und küßte mich auf den Mund.
Wir trafen uns noch ein paar Mal. Meist am Abend, hinter ihrem Dorf. Sie war von einer immer gleichen, freundlichen Zärtlichkeit, der Anschmiegsamkeit eines zutunlichen Kindes, eines liebevollen Kameraden.
Hie und da brachte sie etwas mit, es mir zu zeigen. Ansichtskarten aus aller Herren Länder; Photographien von Angehörigen: die Mutter, ein versorgtes, zerarbeitetes Weib, das in feierlichem Sonntagsstaat befangen aus dem Bilde lächelte; ein Onkel, gravitätisch in Veteranenuniform; einmal auch ein neues Klöppelmotiv, das sie eben gearbeitet hatte. Den Klöppelbrief dazu habe sie von einer Freundin bekommen. Es sei eine sehr kniffliche Sache, aber dafür auch schön, nicht wahr?
Ich verstand nichts davon, aber ich lobte anerkennend. Hausierer mit ihrem wachstuchbespannten schwarzen Kasten auf dem Rücken, das Ellenmaß in der Hand, hatte ich öfters in den Straßen gesehen. Sie hatten auch bei uns mitunter angefragt, ob wir etwas brauchten. Meine Mutter hatte immer seufzend abgewehrt: wir hätten keine Kreuzer für solchen Tand, es lange oft kaum fürs Brot.
Die neben mir im Grase Kauernde zupfte und glättete, offensichtlich überlegend, an ihrer Arbeit, dann sah sie fragend zu mir auf: ob sie mir das Ding schenken dürfe? Zum Andenken?
„Ach nein", lehnte ich ab, „was soll ich damit?"

Sie war ein wenig enttäuscht, aber sie sah es ein: „Freilich, du brauchst nur deine Bücher." Sie habe selber daheim auch eins. Rot mit Gold, es gehe schön, ‚Der Trompeter von Säckingen'. Sie habe es voriges Jahr von einer Tante zu Weihnachten bekommen. Ob ich es kenne? Sie leihe es mir sonst . . .

Ich dankte, ich hätte es schon gelesen.

Ich war meist stumm bei unseren Zusammenkünften und hörte nur, mit halber Aufmerksamkeit, ihrem Geplauder zu. Ihre Stimme, der singende Tonfall ihrer Mundart, die Grammatikfehler, die sie machte, — nichts störte mich, es umschmeichelte mich alles wie die Atemnähe ihres jungen Leibes. Ich lag, den Kopf in ihren Schoß gebettet, ihre Finger spielten in meinem Haar. Wir waren wunschlos. Manchmal kam es kaum zu einem Kuß. Ich empfand lächelnd die holde Süßigkeit ihres Wesens, überließ mich ihr und fühlte gleichzeitig deutlicher denn je die unabwendbare Einsamkeit meiner eigenen Natur.

An einem spätsommerlich milden Septembertage eröffnete sie mir in einer befangenen Traurigkeit, durch die immer wieder erwartungsvolle Freude brach, daß es nun abgemacht sei: sie reise mit der Kapelle; in drei Wochen, wenn nicht schon eher, gehe es fort. Zunächst nach Ägypten, wo man den Winter über bleiben wolle. Was sie da alles sehen werde! Aber mich, mich werde sie lange nicht mehr sehen; ein oder gar zwei Jahre würden sie unterwegs sein. Und sie umfing mich noch einmal mit beiden Armen und drückte mich, indes ihr die Augen voller Wasser standen.

Ich nickte. Es kam mir nicht in den Sinn, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen.

Ob wir uns schreiben wollten? Sie würde mir aus jeder Stadt Ansichtskarten schicken . . .

Ich stellte mir vor, wie diese Karten ankommen und durch verschiedene Hände gehen würden, ehe sie in die meinen gelangten. Ich sah das Gesicht der Mutter, hörte ihre mit halbem Wort geäußerten Fragen und argwöhnischen Mutmaßungen und meinte zögernd: es wäre wohl besser — nicht.

Sie könnte als Unterschrift einen Bubennamen nehmen, oder es könnte über eine Freundin gehen, die in der Stadt im Dienste sei . . ? Durch die käme nichts an den Tag, sie sei verschwiegen.

Nein, das möchte ich erst recht nicht.

Und ich erkannte, wie so oft schon, die Passivität meiner Natur allen von außen kommenden Geschehnissen und Wendungen gegenüber, die ich, unfähig, ihnen eine größere Bedeutung beizumessen, gleichmütig hinnahm. Ich versuchte mein Leben lang nichts zu erzwingen, nichts zu halten, was mir versagt wurde, ebenso wie jede Erfüllung auch jedes Entgleiten liebend, ja vielleicht dieses noch stärker durchkostend.

Geduld! Wer eine Stunde vor Tag die Sonne suchen geht, wird sie nicht finden.

Die Not ist die Mutter aller großen Dinge.

(Aphorismen, Josef Schneider)

Eugen Lemberg

Das Bild des Deutschen im tschechischen Geschichtsbewußtsein

Um das Bild, das sich unsere ostmitteleuropäischen Nachbarvölker von uns Deutschen machen, zu ermitteln, kann man verschiedene Gruppen von Quellen heranziehen. In den meisten Fällen werden sie aus der schönen Literatur stammen.

Warum nun das Bild, das sich die Tschechen vom Deutschen machen, gerade am Geschichtsbewußtsein des tschechischen Volkes abgelesen werden soll und nicht an seiner schönen Literatur, das hat seine guten Gründe: Für die Entwicklung des tschechischen Volkes ist das Geschichtsbild entscheidender als die Sprache und die schöne Literatur. Es war dieses Geschichtsbild, das die Tschechen als Sozialgruppe, als Volk mit eigener Physiognomie aus einem sein Sprachgebiet übergreifenden Sozialkörper herausgelöst und in seiner modernen Gestalt konstituiert hat, aus der böhmischen Nation, die in ihrer Unterschicht zu beträchtlichen Teilen tschechisch sprach, in ihrer Kulturschicht aber im wesentlichen das Schicksal des deutschen Volkes und Kulturkreises miterlebte.

Angesichts der grundlegenden Bedeutung von Geschichtsbild und Geschichtsbewußtsein für das tschechische Volk scheint es gerechtfertigt, das Bild, das sich dieses Volk von uns Deutschen macht, eben aus diesem Geschichtsbild herauszupräparieren. Gerade an diesem Geschichtsbild nämlich wird etwas klar, was uns die schöne Literatur nicht verraten hätte, und was doch die entscheidende Vorfrage für unser Thema enthält: wie weit nämlich und seit wann überhaupt Tschechen und Deutsche einander so abgegrenzt gegenüberstehen, daß sich die eine Gruppe ein Bild von der anderen machen kann, und daß dieses Bild nicht nur eines jener Stereotype darstellt, die sich ein Dorf vom andern, eine Berufsgruppe von der andern macht, einen Gegenstand der Folklore also, sondern daß es eine Rolle in der Selbstdeutung und Selbsterziehung des tschechischen Volkes spielt, daß es sein Weltbild und sein politisches Verhalten bestimmt.

Ein Bild von den Deutschen in dem hier gemeinten Sinn kann sich das tschechische Volk erst dann machen, wenn es selbst als eine vom Bewußtsein seiner Einheit und Eigenart, und das bedeutet: seiner Andersartigkeit der Umwelt gegenüber erfüllte Sozialgruppe existiert, nicht aber, solange es — ganz oder teilweise — Bestandteil eines übergreifenden, auf anderen Konstruktionsprinzipien aufgebauten Sozialkörpers ist. Genau dies aber war der Fall, als die Sprache unter den Völkern Mitteleuropas noch nicht das entscheidende Merkmal der Abgrenzung bildete, als die Gesellschaft dieser Völker in Stände gegliedert war und in der Vorstellungswelt dieser Stände das politische Territorium, das Land, den entscheidenden Gesichtspunkt für das Be-

stehen und für die Abgrenzung nationaler Gesellschaften darstellte. Damals gab es in der Kultursphäre eben jene „böhmische Nation", die zweisprachig war, nicht nur in politischer, sondern auch in kultureller Hinsicht in das Schicksal und die Probleme des deutschen Volkes und Kulturkreises verflochten, in gewissem Sinne selbst ein Teil der deutschen Nation, die ja wiederum nicht im modernen, sprachlich-völkischen Sinne homogen war, sondern fremde Sprachelemente einbezog — sei es, daß die Unterschicht breiter Siedlungsgebiete eine nichtdeutsche Sprache sprach, sei es, daß in Teilen der Oberschicht eine nichtdeutsche — etwa die französische — Literatur und Sprachkultur tonangebend waren.

Beispiele für solche nicht sprachlich-völkische Strukturen, die die Gesellschaft der böhmischen Länder nach anderen als nach sprachlich-völkischen Grenzen gliederten, haben wir in der Geschichte der Sudetenländer mehrere — sie sind nur in einer Zeit, die dem Sprachlich-Völkischen als Einteilungsgrund zwischen den Völkern ein Monopol zuwies, nicht beachtet und nicht verstanden worden. Etwa die Erscheinung der Böhmischen Brüder, die — man muß schon sagen — ein kulturell höchst fruchtbares, aus Deutschen wie aus Tschechen bestehendes Volkstum voraussetzt, ein Volkstum freilich, das nur des — uns allerdings als entscheidend vorkommenden — Merkmals der sprachlichen Homogenität entbehrte, dafür alle anderen Merkmale eines Volkstums in hohem Maße besaß. Ein weiteres und für unser Thema entscheidendes Beispiel dieser Art ist eben jene böhmische Nation, von der um 1800 die tschechische — und sudetendeutsche — völkische Wiedergeburt ihren Ausgang nahm, indem sie sich nach einem bis dahin irrelevanten Kriterium — nämlich dem sprachlich-völkischen — umstrukturierte und damit in zwei Völker spaltete.

Die tschechische Wiedergeburt ist nicht einfach das Bewußtwerden einer in der gleichen Abgrenzung immer schon vorhandenen, höchstens epochenweise unterdrückten und in ihrem Bewußtsein geschwächten Nation, sondern die Neuentstehung einer anders strukturierten und nach anderen Merkmalen abgegrenzten Gesellschaft: der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, die die ständisch-feudale, in Territorien und politischen Nationen denkende Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ablöste und nach dem bis dahin irrelevanten Gesichtspunkt der Sprache neu abgrenzte. Erst in dieser mit der Industrialisierung sich bildenden bürgerlichen Gesellschaft ist das möglich geworden, was uns hier beschäftigt, nämlich daß sich das eine Sprachvolk, die Tschechen, ein bestimmtes Bild von dem anderen Sprachvolk, den Deutschen, macht. Damit wird klar, daß dieses Bild vom Deutschen eine bestimmte Funktion bei dieser Herausarbeitung und Neuabgrenzung des modernen, bürgerlichen tschechischen Volkes hat. Es dient als das zum Bewußtwerden der eigenen Art, zur Integration und Abgrenzung der sich neu bildenden bürgerlich-nationalen tschechischen Gesellschaft, also zur Entstehung des modernen tschechischen Volkes notwendige Gegenbild.

Aus dieser konstitutiven Funktion des Deutschenbildes im tschechischen Bewußtsein erst — und nicht aus einem etwa wirklich bestehenden Unterschied des nationalen Charakters zwischen Tschechen und Deutschen — wird die ganze Konzeption und Komposition dieses Bildes vom Deutschen verständlich.

Dieses Bild trägt darum auch die charakteristischen Merkmale seiner Entstehungszeit an sich. In der Tat ist das von Palacký entworfene und dem tschechischen Geschichtsbewußtsein vorgezeichnete Deutschenbild — ebenso wie das Bild vom tschechischen Volk, seiner Eigenart und Sendung — genau den das 19. Jh. erfüllenden Kontrover-

sen und den ihnen zugrundeliegenden Wertetafeln entnommen: Das tschechische Volk erscheint als Träger und Vorkämpfer des bürgerlichen Liberalismus und muß darum schon in seiner fernsten Geschichte die den Idealen dieses Liberalismus entsprechenden Charaktereigenschaften und Haltungen bewiesen haben; die Deutschen dagegen verkörpern in ihrer geschichtlichen Leistung wie in ihrer gegenwärtigen Eigenart und Haltung die Gegenposition, nämlich eine feudale Gesellschaftsordnung mit ihrer spezifischen Wertetafel und Moral.

Es ist nur eine logische Folgerung aus dieser grundlegenden Klassifikation der Völker, daß der Hussitismus, ja selbst die frühgeschichtliche tschechische Gesellschaft jene Charakterzüge annehmen muß, die dem liberalen Bürgertum um 1848 besonders teuer sind. So erscheint das tschechische Volk auch in seinen frühesten und kriegerischsten Epochen der westlichen Honoratiorendemokratie des 19. Jahrhunderts ähnlicher als allem, was die Geschichtsquellen darüber berichten. In der deutschen Geschichte bleiben alle Entwicklungen mittelalterlich städtischer Demokratie unbeachtet; ja selbst die Lutherische Reformation scheint nur den Sinn zu haben, die Pionierleistung des Hus und seiner Bewegung ins rechte Licht zu stellen. Das Bild vom Deutschen ist sichtlich aus den Konfliktsituationen abgeleitet, die es natürlich immer wieder in der Geschichte der böhmischen Länder zwischen einzelnen Gesellschaftsgruppen von Deutschen und Tschechen gab. Gruppen und Perioden des Zusammenwirkens wurden einfach gar nicht gesehen oder — auch das kommt vor — nur auf die Spuren beginnenden Konfliktbewußtseins hin untersucht.

Wie wenig ein solches Bild, das ein Volk von dem anderen entwirft und zur Grundlage seines Verhaltens macht, der wirklichen Erfahrung entspricht, wie weitgehend es dagegen von jener nationbildenden und -abgrenzenden Funktion bestimmt ist, die es bei den Tschechen hat, das geht unter anderem auch daraus hervor, daß die gleiche Gegenüberstellung mit dem gleichen Sinn von anderen Völkern oder Sozialgruppen zum gleichen Zweck verwendet worden ist. Mit dem gleichen Motiv hat man um 1810 — im Sinne einer napoleonfreundlichen Kulturpolitik — eine bayerische Nation den übrigen Deutschen gegenüberzustellen versucht: Eine Broschüre des Freiherrn von Aretin hebt die Bayern als freiheitlich und friedliebend von den übrigen Deutschen ab.

So erweist sich das Bild, das aus Palackýs Darstellung in das tschechische Geschichtsbewußtsein übergegangen ist — es wird mit zeitlich bedingten Abwandlungen auch bei Masaryk und noch bei den marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibern auftauchen —, als eines jener wandernden Sagenmotive, wie sie die Volkskunde und Literaturforschung aus der indogermanischen Volksüberlieferung und Literatur kennt. Wenn so in der tschechischen Geschichtsschreibung — und damit im tschechischen Geschichtsbewußtsein — ein Bild vom Deutschen lebendig geblieben ist, das seine Grundzüge in der Zeit des nationalen Erwachens der Tschechen erhalten und aus seiner nationbildenden und abgrenzenden Funktion geschöpft hat, so haben doch die hundert Jahre, die seit jenem ersten Palacký'schen Entwurf verflossen sind, die Möglichkeiten dieses Bildes entscheidend erweitert und vor allem eine Alternative zu jenem ersten, auf Palacký und Herder zurückgehenden Deutschenbild entwickelt. Dieses Alternativbild mußte sich auf dem von der kulturgeographischen Lage der Tschechen im deutschen Kulturkreis vorgeschriebenen Band der Variationsmöglichkeiten bewegen.

Diese Lage nämlich schrieb dem tschechischen Volk zwei Möglichkeiten vor, die Deutschen und ihre Rolle in der tschechischen Geschichte zu beurteilen: entweder negativ oder positiv. Negativ als die ständige tödliche Gefahr der Überfremdung und Aufsaugung, positiv als den zwar gefährlichen, aber doch auch anregenden und stimulierenden Zwang der Aneignung und Verarbeitung kultureller Modelle und Einflüsse, als „challenge" im Sinne Toynbees, die mit der Antwort zugleich die Steigerung der Leistungen, ein Hinauswachsen über sich selbst, eine ständige Anverwandlung und Eigengestaltung der deutschen Impulse herausforderte. Es war dem tschechischen Volk vergönnt, genau in dem Zeitraum bis zu seiner Eingliederung in die so völlig andere Sphäre des sowjetischen Einflusses die ganze Breite dieser Alternative geistig zu durchmessen.

Für Palacký war der Sinn der tschechischen Geschichte in der ständigen kämpferischen Auseinandersetzung mit dem deutschen Volk gelegen. Hatte — nach der romantischen, auf Herder zurückgehenden Auffassung — das eine Volk ein Prinzip in der Weltgeschichte zu vertreten, so war das von ihm abzugrenzende und ihm gegenüberzustellende Volk logischerweise Repräsentant eines entgegengesetzten Prinzips. Es ging also — nach eben diesem romantischen Denken — nicht so sehr um einen Kampf zwischen Bevölkerungen verschiedener Nationalität als vielmehr um den Kampf zweier Prinzipien oder Ideen — ganz im Sinne des deutschen Idealismus.

Das gleiche vollzog sich im Prinzip bei Masaryk, der einige Generationen später einen ähnlich maßgebenden Einfluß auf das tschechische Geschichtsbewußtsein ausübte wie Palacký. Unterdessen hatte man sich von der Epoche der Aufklärung weiter entfernt, die religiöse Komponente im Hussitismus war — schon beim alten Palacký — stärker hervorgetreten. Für Masaryk waren es die Böhmischen Brüder, die am deutlichsten jene Sendung des tschechischen Volkes verkörperten. Aber die Grundkonzeption war die gleiche geblieben: Der Sinn der tschechischen Geschichte war nach wie vor der Kampf gegen die Deutschen und auch dieser nur um des Prinzips willen, das die Tschechen den Deutschen gegenüber in der Welt zu vertreten hatten: eine religiös-ethisch unterbaute Freiheit und Demokratie gegenüber den zur autoritären Gesellschaftsform neigenden und sie in der Geschichte immer wieder verwirklichenden Deutschen.

Wir wissen, wie diese Grundkonzeption auf jede einzelne Deutschenfigur abfärbte, die in der tschechischen Literatur vorkam. Insbesondere in den viel — auch heute noch — gelesenen sentimentalen Romanen von Alois Jirásek wiederholt sich immer wieder das gleiche Motiv: der Deutsche im Besitz von Macht, Reichtum, Einfluß; der Tscheche, Vertreter des schlichten Volkes, weiser und besser. Im Grunde ist damit eine Sozialsituation des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts verewigt, die schon zur Zeit, als Jirásek diese Romane schrieb, nicht mehr galt, in der man sich aber auch dann noch gefiel, als die Tschechen schon im Besitz der staatlichen Macht waren, die Deutschen umgekehrt in der Rolle der um ihre Existenz und Nationalität kämpfenden Minderheit. Die Stabilisierung auf jene Rolle der unterdrückten, aber moralisch besseren Menschen hat der tschechischen Literatur wie dem Volksdenken jenen Hang zur Selbstbemitleidung gegeben, den spätere Literaturkritiker — wie F. X. Šalda — energisch bekämpften.

Es konnte gar nicht ausbleiben, daß dieser Konzeption vom Sinn der tschechischen Geschichte und von der Rolle der Deutschen darin eine andere gegenübergestellt

wurde, die den inzwischen veränderten Verhältnissen besser entsprach. Ein solches Bild zu entwerfen und dem tschechischen Geschichtsbewußtsein anzubieten, war die Funktion der Goll'schen Historikerschule, insbesondere die von Josef Pekař.

Pekařs mehr positivistischer Schulung lag die romantisch-idealistische Vorstellung von einem Prinzip, das ein Volk dem anderen gegenüber in der Weltgeschichte zu vertreten hätte, fern. Einander gegenseitig zu bekämpfen, darin konnte für die Völker der Sinn ihrer Geschichte nicht beschlossen sein. So las er aus der tatsächlichen Geschichte die gegenseitige — negative und positive — Einwirkung der beiden Völker aufeinander ab. In der ständigen Anverwandlung und Verarbeitung deutscher Impulse und Einflüsse, in ihrer Beantwortung durch eigene Schöpfungen schien ihm — angesichts der west-östlichen Zivilisationsströmung in Mitteleuropa — der Sinn der tschechischen Geschichte zu liegen. Damit hat sich die Rolle der Deutschen grundlegend gewandelt: Sie haben eine notwendige Funktion in der tschechischen Geschichte und Kultur, nun nicht mehr nur als Gegenbild, sondern als Anreger und Partner.

Daß die Entwicklung in der Richtung einer Revision der Palacký-Masarykschen Ideologie vom Sinn der tschechischen Geschichte und von der Rolle der Deutschen darin ging, das beweist der bekannte Versuch des — doch mehr Masaryk als Pekař nahestehenden — Emanuel Rádl mit seinem schnell ins Deutsche übersetzten und auch von den Sudetendeutschen eingehend diskutierten Buch „Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen" (1928). Der Titel ist antithetisch gemeint: Rádl will zeigen, daß die Geschichte der böhmischen Länder eben nicht ein Kampf zwischen Tschechen und Deutschen ist, sondern einen darüber hinausgehenden gemeinsamen Sinn hat. Dazu bekämpft er den romantischen, auf Sprache, Abstammung usw. aufgebauten Volksbegriff und will ihn durch den westeuropäischen Begriff ersetzen, der die Nation aus der spontanen Zusammenarbeit der Bürger an einem gemeinsamen Staat ableitet. Hier mag es dahingestellt bleiben, wieviel gerade in den Sudetenländern — bei Deutschen wie bei Tschechen — diesem westeuropäischen Volksbegriff entgegenstand. Für unser Thema ist wichtig, daß mit Rádls Plädoyer ein Zustand wieder aufgegriffen wurde, der vor der bewußten Herauslösung des tschechischen Sprachvolkes aus einem im wesentlichen deutsch bestimmten Kulturkreis tatsächlich bestanden hatte. Das Deutschenbild der tschechischen Wiedergeburt, das ja dazu bestimmt gewesen war, diese Abgrenzung der Sprachvölker zu vollziehen und bewußt zu machen, wäre damit gegenstandslos geworden, und die tschechische Wiedergeburt hätte sich damit als eine für die weitere Geschichte zwar konstitutive, in ihren Begriffen und Abgrenzungen aber vorübergehende Episode mit einem für sie und nur für sie typischen, völkischen Nationalismus erwiesen.

Inzwischen ist manches geschehen, was die gegenseitige Abgrenzung der beiden in Rede stehenden Sprachvölker vertieft, aber auch manches, was ihre Volksbegriffe und die Bilder, die sie sich voneinander machen, gegenstandslos gemacht hat. Wie dem Historiker Pekař nämlich, so liegt es auch uns heute — in einer unromantisch gewordenen und von der idealistischen Philosophie weiter entfernten Epoche — nicht mehr, die Völker als Repräsentanten bestimmter kultureller oder gar ethischer Ideen zu betrachten — wo sind wir damit hingekommen und wo kämen wir in Zukunft damit noch hin!

Wenn aber dieses Gestaltungsprinzip der gegenseitigen Völkerporträts nichts mehr gilt, wenn das Deutschenbild der Tschechen nicht mehr die — seinerzeit als notwen-

dig empfundene — Funktion hat, das tschechische Volk gegen das deutsche abzugrenzen: Was bleibt dann an Unterschieden übrig, die das Charakterbild des einen Volkes von dem des anderen abheben könnten? Eine nüchterne, von jener Situation des nationalen Erwachens möglichst abstrahierende Untersuchung ergibt: wenig, fast gar nichts; mathematisch ausgedrückt: der Unterschied zwischen deutschem und tschechischem Volkscharakter, der eine reale Grundlage für ein Charakterbild des einen Volkes vom anderen ergeben könnte, ist fast gleich null. Jedenfalls gibt es Charakterunterschiede zwischen deutschen Stämmen und Bevölkerungsgruppen, die größer sind als der Unterschied zwischen Deutschen und Tschechen.

Dementsprechend ergeben auch die gegenseitigen Volkscharakteristiken, die nicht von jener romantischen Deutung der Geschichte und von der Rolle des einen Volkes in der Geschichte des anderen abgeleitet sind, recht farblose und verschwommene Bilder. Ein bekannter Versuch dieser Art ist die Geschichte, mit der Masaryk selbst, seinerseits referierend, den Charakterunterschied zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen wiedergibt: Es ist die Erzählung von dem Herrn, der auf einem seiner Güter einen deutschen, auf dem anderen einen tschechischen Verwalter hatte. Der Herr wünscht, daß alle Katzen abgeschafft werden und muß nachher, als die Mäuseplage überhand genommen hat, widerwillig die Neuanschaffung von Katzen anordnen. Wie der deutsche Verwalter einerseits, der tschechische anderseits auf die gleiche Anordnung reagiert, das kennzeichnet die Eigenart der beiden Völker: Der Deutsche will klare Befehle haben und führt sie, einmal gegeben, schnell und genau durch, der Tscheche versteht schon die leise Andeutung des Wunsches und richtet sich schon danach, läßt sich aber bei der Durchführung Zeit und Freiheit. Masaryk umgibt diese Erzählung selbst mit einer leichten Ironie und läßt merken, daß es sich bei dieser Völkercharakteristik um ein Stereotyp handelt, das überall an der Grenze zwischen Deutschen und Slawen angewendet wird, ein Wandermotiv also, an dem die Kennzeichnung der Deutschen als genau und pedantisch, dabei etwas starr, das einzige Konstante ist. Wenn diese Gegenüberstellung zum Deutschen aber für alle Slawen gilt: Für die Tschechen selbst gilt sie am wenigsten, zumal diese von den übrigen slawischen Völkern ähnlich charakterisiert werden wie von ihnen selbst die Deutschen — man nennt sie ja die Preußen unter den Slawen.

Ein diese Charakteristik der Deutschen durch die Tschechen ironisierendes Gegenstück zu der von Masaryk wiedergegebenen Erzählung gibt der Dichter Jaroslav Durych, dessen Wallenstein-Roman „Bloudění" auch den Deutschen durch eine Übersetzung bekannt geworden ist. In seinem Bericht über eine Studienreise nach Deutschland erzählt er von seiner Fahrt in einem Abteil des Schnellzuges Prag—Berlin. Darin sei ihm eine vornehm wirkende Familie gegenübergesessen: Vater, Mutter und fast erwachsene Tochter, alle schlank und groß, die Tochter blond; typische Deutsche, denkt Durych. Auf der ganzen Strecke bis Tetschen fällt kein Wort, und auch dies erscheint dem einsam Reisenden als eine Bestätigung, er habe Deutsche vor sich: von Tschechen hätte er eine größere Gesprächigkeit erwartet. So glaubt er schon den ersten Reiseeindruck von Deutschland und von den Deutschen empfangen zu haben. Endlich, kurz vor der Zollrevision in Tetschen, fällt das erste Wort: es ist tschechisch, wie die Nationalität der mitreisenden Familie.

Natürlich gibt es Unterschiede in der Arbeitsweise, in der Kontaktfähigkeit von Mensch zu Mensch, in der Gestaltung der Dörfer hüben und drüben der Sprach-

grenze. Tschechische, aber auch deutsche Schriftsteller haben sie geschildert oder in einzelnen Gestalten verkörpert. Aber fast alle diese Unterschiede lassen sich weitgehend aus den Unterschieden zwischen Flachlandbewohnern und Gebirgsleuten, zwischen vorindustrieller und industrialisierter Bevölkerung, zwischen zugezogenen Industriearbeitern und ansässigen Bauern oder Handwerkern erklären und sind darum wissenschaftlich für eine Völkercharakteristik nicht verwendbar.

Ich habe mich selbst, als ich ein Buch über die Tschechen schrieb — das fertige Manuskript ist bei der Ausweisung verschollen —, sehr bemüht, aus der Literatur und aus der Geschichte der Tschechen eine Charakteristik abzulesen, die sie von den Deutschen wirklich unterschieden hätte. Mein Ergebnis war, daß in den Sudetenländern vorgeschichtliche Kulturgrenzen an Charakter und Denkweise der Bewohner bis in die Gegenwart hinein deutlicher wahrzunehmen sind als die, nach dauernden Umvolkungsprozessen, erst im 19. Jh. verhältnismäßig stabilisierten Sprachgrenzen. Bekanntlich bestätigt die Vorgeschichte nicht das Bild, das wir uns von der einzigartigen geographischen Geschlossenheit der böhmischen Landschaft zu machen pflegen: Mitten durch Böhmen verlief, von Nordwesten nach Südosten, viele Jahrhunderte lang eine deutliche Kulturgrenze zwischen Angehörigen der Hügelgräberkultur, die der südwestliche Teil Böhmens mit einem großen Kulturkreis im südwestlichen Mitteleuropa gemein hatte, auf der einen Seite, und zwischen Angehörigen der durch Urnenfelder gekennzeichneten sogenannten Lausitzer Kultur, die sich über das östliche Böhmen, über Mähren, Schlesien und darüber hinaus erstreckte, auf der anderen. Das Überraschende war nun, daß sich diese vorgeschichtliche Kulturgrenze bis in die Gegenwart hinein, über alle Sprachgrenzen zwischen Deutschen und Tschechen hinweg, als eine Grenze zwischen Volkscharakteren, literarischen und künstlerischen Schöpfungen nachweisen ließ, die östlichen Tschechen mit den deutschen Schlesiern zu einem Typ vereinigend, die südwestlichen mit den Bayern zu einem anderen, von jenem ostböhmisch-schlesischen Typ deutlich verschieden.

Der ostböhmisch-schlesische Typ: weich, grüblerisch, ein eigenes Verhältnis zu Gott und seiner Gerechtigkeit suchend wie Gerhart Hauptmanns Weber, zu Sektenbildung und Okkultismus neigend — spiritistische Klubs in den Dörfern diesseits und jenseits der Sprachgrenzen —, Jakob Böhme, die Böhmischen Brüder, eben die Weber Hauptmanns und Gestalten bei Hermann Stehr kennnzeichnen dieses aus Deutschen wie aus Tschechen zusammengesetzte Volkstum. Der westböhmisch-bajuwarische Typ: härter, mit beiden Füßen auf der Erde stehend, aber bereit, für die einmal erkannte Wahrheit — und sei es auch eine Utopie — mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, das Leben in die Schanze zu schlagen. Prähistoriker haben mir die Möglichkeit solcher Nachwirkung vorgeschichtlicher Kulturgrenzen bestätigt. Aber wie dem auch sei: es geht hier nicht um die Aufstellung einer wissenschaftlichen Theorie, zumal die Völkercharakterologie eine noch umstrittene Sache ist, es geht hier auch nicht um die Charakteristik der Völker selber, sondern um die realen Voraussetzungen des Bildes, das sich die Tschechen von den Deutschen machen.

Als solche Voraussetzungen lassen sich keine wirklichen, die Tschechen von den Deutschen unterscheidenden Merkmale des Volkscharakters geschweige denn der rassischen Eigenart anführen. Alles, was im tschechischen Bewußtsein, insbesondere im tchechischen Geschichtsbild an Charakterzügen des Deutschen lebt, die ihn vom Tschechen unterscheiden, und alles, was die tschechische Literatur an Illustrationen zu diesem

Charakterbild liefert, beruht auf einer bestimmten geschichtlichen Lage und ist aus einer dieser Lage entsprechenden Funktion zu erklären, die das so zustandekommende Bild vom Deutschen für die Selbstabgrenzung und Selbstkonstituierung, für Bewußtseinsbildung und Selbsterziehung des tschechischen Volkes hatte. Das beweist nicht nur die Linienführung des so entstandenen Deutschenbildes, die genau der Werteskala jener Entstehungszeit entspricht, indem sie — als Gegenbild — die damals bekämpften und zu überwindenden Züge dem Deutschen zuschreibt und überall in seiner Geschichte aufspürt; das beweist auch der Umstand, daß ein davon sehr verschiedenes Bild von der Rolle der Deutschen möglich wird, sobald sich die Situation von jener Ausgangslage entfernt hat, sobald die tschechische Wiedergeburt beendet, die Selbstabgrenzung und Integration des tschechischen Sprachvolkes vollzogen ist.

Dem widerspricht es nicht, daß ein solches, in einer bestimmten Lage und mit einer bestimmten Funktion entstandenes Bild — wie sich das auch sonst an der Psychologie der Völker beobachten läßt — weit über diese Ausgangslage hinaus gültig bleibt und von vielen Generationen als Klischee, als Stereotyp übernommen wird. Es spielt dann eine Rolle in der Selbsterziehung des betreffenden Volkes, es legt den moralischen und politischen Standard fest, an dem sich dieses Volk orientiert — und sei es auch als Gegenbild, indem es die Art zeigt, wie man selbst nicht ist, wie der andere ist, gegen den man seine Werte verteidigen zu müssen glaubt.

Der Übergang der Tschechoslowakei in den Machtbereich des Kommunismus hat auch in Hinsicht auf die Selbstbeurteilung und auf das Deutschenbild der Tschechen eine neue Lage geschaffen.

Das Geschichtsbild, das seit 1952 zielbewußt angesetzte Gruppen marxistisch-leninistischer Historiker entwickeln und dem tschechischen Volk — wie der übrigen, auch westlichen Welt — zum Glauben vorstellen, legt über die ganze tschechische Geschichte — deren Fakten es ja, mit Ausnahme der neuesten Zeit, nicht verändert — ein neues Koordinatensystem. Für unsere Fragestellung bedeutet das: Es geht nun nicht mehr um die Abgrenzung des tschechischen Sprachvolkes gegen ein anderes Volk, aus dessen Kultur sich die Tschechen mit einem Bewußtsein ihrer Eigenart erst herauszulösen hätten. Darum kommt es nicht auf die Herausarbeitung von Zügen an, die das tschechische Volk vor dem deutschen und seinem Charakterbild auszeichnen müßten. Dem historischen Materialismus ist die — bei allen Völkern nach dem gleichen Schema vor sich gehende — Entwicklung von der kommunistischen Urgesellschaft über verschiedene Stadien der Klassenherrschaft und der Klassenkämpfe zur klassenlosen Gesellschaft des Kommunismus allein interessant. Mit Ausnahme der Sowjetunion und des russischen Volkes, das darin allen Völkern vorangeschritten ist und mit der Großen Oktoberrevolution von 1917 den Durchbruch zum Sozialismus für sie alle vollzogen hat, gibt es in der Geschichte aller Völker Epochen und Klassen, die entweder für diese Entwicklung eingetreten sind und als fortschrittlich gelten, oder sich gegen sie gestemmt haben und als reaktionär zu charakterisieren sind. So hat keines dieser Völker vor dem anderen einen grundsätzlichen Vorzug. Ja, es kann in der Geschichte Situationen geben, wo die Deutschen das fortschrittliche Prinzip vertreten, während führende Kräfte des tschechischen Volkes — immer mit Ausnahme der unterdrückten Massen — eine reaktionäre Haltung einnehmen.

Damit entfällt jede generelle Charakteristik des einen Volkes durch das andere und also auch ein einheitliches Bild vom Deutschen im tschechischen Geschichtsbewußtsein

— soweit dieses von der marxistisch-leninistischen Historiographie geformt wird. Das aber bedeutet, daß das tschechische Bewußtsein in Hinsicht auf den Volksbegriff in eine Situation zurückgependelt ist, die der vor jener Abgrenzung der Sprachvölker, also vor Einsetzen der tschechischen Wiedergeburt ähnelt. An Stelle der Selbstabgrenzung des Sprachvolkes gegen seine andersnationale Umwelt sind es andere Grenzziehungen, auf die nunmehr der Akzent fällt; der sprachlich-völkisch orientierte Nationalismus der Wiedergeburtsepoche ist — so laut er sich gebärdet — relativiert worden, ein anderes Kriterium ist ihm übergeordnet.

Nun nimmt freilich die marxistisch-leninistische Geschichtsschreibung — das ist ein Kennzeichen der kommunistischen Kulturpolitik — auf das überlieferte bürgerliche Geschichtsbild der Wiedergeburtsepoche weitgehend Rücksicht: Sie widerspricht ihm nicht, sondern sie baut es — natürlich mit anders gesetzten Akzenten und Wertungen — in das marxistisch-leninistische Geschichtsschema ein. Da nicht nur Pekař, sondern auch Masaryk wegen seiner westlerischen Haltung bekämpft werden muß, knüpft das neue Geschichtsbild im wesentlichen an Palacký an. Im Hussitismus wird die sozialrevolutionäre Komponente herausgearbeitet, und auch sonst gibt es in der tschechischen Geschichte Episoden genug, in denen die Deutschen den Tschechen als Repräsentanten der ausbeutenden Klasse gegenüberstehen. Das angesichts deutscher Kultureinflüsse leicht reizbare tschechische Selbstgefühl hilft sich damit, daß es dort, wo die Deutschen als fortschrittliches Element, als Vorkämpfer modernerer Staats- und Wirtschaftsformen, als Gelehrte und Künstler erscheinen, ihre deutsche Nationalität oder Abstammung nicht erwähnt oder nur versteckt zugibt. Man kann das an dem offiziellen, von der ersten Garnitur der neuen tschechischen Historiker verfaßten dreibändigen Geschichtswerk der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften „Přehled československých dějin" und den es vorbereitenden, richtungweisenden drei Thesenheften genau ablesen. Im Grunde nutzt es die Akzentverlagerung von den sprachlich-völkischen Trennungslinien auf andere Kategorien der Gesellschaftsgliederung aus und trifft damit — wie die vor einigen Jahren in Paris durchgeführte tschechoslowakische Kunstausstellung zeigt — auf das Verständnis anderer Gesellschaften, denen infolge ihres Volksbegriffes oder ihrer Distanz vom eigenen nationalen Erwachen das sprachliche Merkmal der Nationalität gleichgültig geworden ist.

Es wäre verfehlt, wenn wir — in Hinsicht auf die Geltung des sprachlich abgegrenzten Volkstums und seiner historischen Leistung in die Verteidigung gedrängt — uns nur auf die — an sich notwendige — Vindikation des deutschen Charakters dieser oder jener Erscheinung und Leistung in der Geschichte der böhmischen Länder festbeißen würden, ohne den grundlegenden Wandel des Volksbegriffes zu sehen, der sich dahinter vollzieht, und der das gegenseitige Verhältnis der beiden beteiligten Völker, damit aber auch das Bild, das sie sich voneinander machen, unter grundsätzlich andere Bedingungen stellt, als es die der nationalen Wiedergeburt, der gegenseitigen Abgrenzung der Sprachvölker gegeneinander waren.

Eugen Lemberg

The Image of the German in Czech Historical Thinking

(*Synopsis*)

It has been a custom to reconstruct the image of the German developed by our Eastern neighbours from the hints provided by their polite literature; Professor Lemberg, however, thinks it more appropriate to gather such data from the Czechs' interpretation of their history — it was that interpretation which set them off as a social group, i. e. as a nation with a physiognomy of its own, from the surrounding larger political entity, the "Bohemian nation", which in considerable parts of its lower layers spoke Czech, in its more educated classes, however, virtually shared German culture.

There is, above all, one question that can be answered in this way and would never have been disclosed by the study of Czech literature: Since when did this image play a definite role in the self-understanding and self-education of the Czechs helping them to shape their political attitude and philosophy? Such an image was possible only when the Czechs no longer thought of themselves as elements of a larger body politic constructed on different principles. As long as the decisive characteristic articulating the peoples of Central Europe had been the territory inhabited, and not the language, there was a "Bohemian nation" as a cultural and political entity, bilingual and in a sense part of the German nation, which itself thus comprised broad non-German lower classes, and the same time cultivated French culture and language among some of its intellectual leaders. Professor Lemberg points to the movement of the Bohemian Brethren as a non-lingustistic social structure consisting of Czechs and Germans.

Thus the Czech national renaissance about 1800 is not simply the dawning self-awareness of a nation that had always been in existence though perhaps with a dimmed or suppressed consciousness; it is the creation of a new society, the bourgeois society of the 19th century superseding the feudal society of the 18th. Only the Czech bourgeois society of the industrial revolution could conceive an image of the other linguistic group of the country, only now national groups were defined by language. And it is evident that that image of the German had a certain function in the carving-out of the new bourgeois Czech society, the new Czech nation: It served as the antitype necessary to its integration and delimitation.

Therefore that image bears al the vestiges of the time of its creation. The Czechs appear as protagonists of bourgeois liberalism, the Germans incorporate the feudal system, both at the time being and in earliest history. Hussitism acquires the attributes of the liberal bourgeois society around 1848, and Luther makes sense primarily as Hus's faithful follower. Situations of conflict are stressed, those of cooperation neglected. That image presented by Palacky has become a basis concept of Czech historical thinking turning up, with variations, in Masaryk's and Marxist-Leninist historical writings.

There was, however, an alternative to that image. The Germans could be seen not only as the permanent danger of foreign control, but also as a positively stimulating, though dangerous challenge in Toynbee's sense. For Palacky the meaning of Czech history was the everlasting struggle against the Germans — in his romantic and idealistic interpretation of history one nation had to represent one historic principle, and the neighbouring nation had to represent the opposite principle. Masary adopted essentially the same attitude, though he saw the religious factor in Hussitism more clearly and believed that it was the Bohemian Brethren who, above all, incorporated the Czech historic mission to uphold liberty and democracy founded on a religious and ethical basis, which were threatened by the Germans with their inclination towards authoritarianism.

This basic concept has coloured each German character in Czech literature (e. g. Alois Jírasek's novels). Long after the Germans had become a minority fighting for national survival, the motif of the German, powerful and influential, and the Czech, suppressed and simple, but wiser and better, was repeated.

Goll's school of historians, especially Josef Pekar, did offer another interpretation of Czech history which was in closer agreement with the changing times. To the latter the continuous assimilation and digestion of German influences seemed to be an essential part of Czech history. The positivistic turn of his mind made him see the Germans not so much as the antitype, but as stimulators and partners. Thus the general development was towards a revision of Palacky's and Masaryk's concept, which is proved also by Emanuel Radl's book "The Struggle between the Czechs and Germans" (1928). He tries to show that the meaning of the history of the Bohemian lands is not in that struggle, and that the romantic interpretation of nationality based on descent and language should be replaced by the Western idea of all citizens cooperating in a common state. Then the Czech national renaissance would have become a constitutive, but transitory episode, and its image of the German would have been deprived of its functions.

In the meantime we have still farther deviated from romanticism and idealism. Sober inquiry shows how little is left of those differentiating qualities of the two nations. Professor Lemberg thinks that there are greater differences between German tribes or social groups than between Germans and Czechs, and that all the attempts at mutual characterisation (he quotes two examples given by Masaryk and Durych) result in rather hazy images. He admits there are differences in the methods of working, in human relations, in the lay-out of the villages, etc., but he thinks he can explain them away by interpreting them as differences between people living in flat or in hilly country, native farmers and newly settled workers, between a pre-industrial and an industrial population, etc.; he even thinks that prehistoric boundaries are of greater importance than modern linguistic boundaries. The South-West of Bohemia was for centuries settled by people of the tumulus culture, Eastern Bohemia, Moravia and Silesia by people of the Lausitz culture characterised by urn-fields. To this day, Professor Lemberg maintains, this watershed of prehistoric cultures has remained a boundary of national characters cutting across all linguistic boundaries between Czechs and Germans and uniting the Eastern Czechs with the German Silesians in one type (soft, introvert, "seekers" inclined towards sectarianism — Jakob Böhme, the Bohemian Brethren, Gerhart Hauptmann's and Hermann Stehr's characters) and putting the South-Western Czechs and the Bavarians together in another group (rather hard and matter-of-fact, but ready to run their heads against a brick wall for a truth or a utopia they have accepted).

When Czechoslovakia became a satellite country, the Czechs' self-appraisal and the function of their image of the German changed. Since 1952 groups of historians have worked at a new interpretation of Czech history. No longer the Czechs' linguistic nationality need be set off against the Germans. According to economic determinism all nations develop from primeval communism through various stages of class-rule towards the classless society of communism, they all (Russia excepted) have their periods when that progress is promoted or hampered, i. e. their progressive and reactionary periods. Thus no nation, in principle, is to be given preference over another nation, and the viewpoint of the linguistic nation has again become a relative one as it had been before the Czechs' national renaissance.

Marxist-Leninist Czech historiographers, however, make some allowance for the traditional ideas. Pekar as well as Masaryk, it is true, are attacked because of their pro-Western attitude, thus they revert to Palacky. In Hussitism its component of revolutionary socialism is stressed, and the Germans are quite often represented as the exploiting class. The German descent of men whose progressiveness cannot be denied is often not mentioned. These things can be easily proved from the three volumes of "Prehled ceskoslovenskych dejin" edited by the Czechoslovak Academy of Sciences, and the three booklets containing their theses.

Nicht jeder, der Recht hat, bekommt auch Recht, aber mancher bekommt recht, ohne recht zu haben.

(Aphorismen, Josef Schneider)

BERICHTE

Die Jury für den Sudetendeutschen Kulturpreis 1961 hat in ihrer Sitzung am 19. März 1961 beschlossen, den

SUDETENDEUTSCHEN KULTURPREIS

Herrn Univ.-Prof. Dr. HERBERT CYSARZ zu verleihen.
Der Preisträger wurde am 29. 1. 1896 in Oderberg geboren und wohnt in München.

Förderpreise im Sinne des Statuts erhielten in diesem Jahre:

Widmar Hader, geb. am 22. 6. 1941 in Elbogen, Nachwuchsmusiker und Komponist;
Walter Heidrich, geboren am 3. 8. 1905 in Gablonz, Intendant;
Dr. Josef Schneider, geboren am 12. 5. 1911 in Jauernigg, Schriftsteller;
Gerhard Swoboda, geboren am 24. 1. 1923 in Neu-Bystritz, Maler;
Herbert Wessely, geboren am 13. 8. 1908 in Znaim, Schriftsteller.

Der in diesem Jahr erstmalig verliehene

Sudetendeutsche Volkstumspreis

wurde an die

Südmährische Sing- und Spielschar

in Geislingen/Steige vergeben.

CHRISTIAN ALTGRAF SALM

Der Preisträger Gerhard Swoboda

Gerhard Swoboda ist 1923 zu Neubistritz in Südböhmen geboren. Seine Ausbildung hat er in Wien erfahren, wo er auch jetzt wohnt und eine neue Heimat gefunden hat. Er absolvierte dort die Akademie der Bildenden Künste und war als Plastiker Meisterschüler von Prof. Wotruba. Als Bildhauer und Graphiker hat er 1950 und 1954 auf der Biennale in Venedig ausgestellt. Daran schlossen sich verschiedene andere Ausstellungen an, unter denen die Biennale in Sao Paulo und diejenige für Farblithographie in Cincinnati zu nennen sind. Swoboda hatte sich insbesondere als Graphiker und Zeichner einen bedeutenden Namen gemacht, so daß seine Existenz durch diese Tätigkeit gesichert war. Seine figürlichen Darstellungen, insbesondere seine Aquarelle waren originell, aber auch leicht verständlich.

Doch befriedigten diese Leistungen Swoboda nicht mehr und er sah sich vor ungefähr drei Jahren dazu gedrängt, seinen bisherigen Stil weitgehend zu verwandeln. Um das, was ihm nunmehr vorschwebte, zu verwirklichen, mußte er von Grund auf seine Technik ändern. In mühevoller, zweijähriger Arbeit hat er sich diese selbst geschaffen. Dazu waren langwierige Versuche notwendig, die Zeit und Energie verbrauchten und ihn nahezu seine Existenz kosteten, da er wenig produzierte und auch seinen bisherigen Abnehmerkreis verlor. Doch führten diese mühevollen Versuche schließlich zu vollem Erfolg und zu der außerordentlich reichen Produktion der letzten anderthalb Jahre.

Was sind nun die Gesichte, die ihm vorschwebten und zu diesem opfervollen Wandel führten? Wir müssen, um dies erklären zu können, zurückgreifen und nach Quellen in seiner Jugend suchen. Diese Jugend spielte sich in der eigentümlichen Landschaft ab, in der Neubistritz liegt. Es ist die sog. böhmisch-mährische Höhe, dort wo Böhmen, Mähren und das niederösterreichische Waldviertel zusammenstoßen. Eine rauhe, unwirtliche Gegend, mit vielen, wenn auch nicht großen Nadelwäldern und weiten, unproduktiven Weideflächen, die mit einzelnen Kiefern und Wacholderpyramiden bewachsen sind. Runde Granitblöcke liegen allenthalben an der Oberfläche und bewirken ein urweltliches Aussehen der Landschaft. Da hier die Wasserscheide zwischen Donau und Moldau verläuft, gibt es nur kleine Bäche, die mit klarem Wasser zwischen den Felsblöcken über scharfen Sand fließen. Große und kleine schilflose Teiche liegen bleiern in den Mulden. Die Tierwelt ist mit ihrem großen Wildreichtum dieser einsamen Landschaft gemäß. Der Mensch wird auf kleine und verstreut liegende Ortschaften beschränkt und tritt wenig in Erscheinung. Eine Grenzlandschaft, wie sie für das Gebiet im Süden und Westen Böhmens zwischen slawischem und bajuwarischem Siedlungsgebiet so charakteristisch ist. Doch trägt die Heimatlandschaft Swobodas viele Merkmale, die sie von den unabsehbaren Waldgebieten des Böhmerwaldes wesentlich unterscheidet.

Der Geist dieser Landschaft hat Swoboda niemals losgelassen, er war immer im Untergrund vorhanden, wenn auch durch die Großstadteindrücke in seiner Jugend und durch die starke Persönlichkeit Wotrubas zurückgedrängt. Ein plötzliches Auftauchen der Gesichte seiner Jugend, das mit häufigen Besuchen in dem seiner Heimat benachbarten Waldviertel verbunden war, schuf die Wandlungen, von denen ich eben sprach.

Wenn wir Swobodas Bilder, die uns seine Kollektiv-Ausstellung in Regensburg im Frühjahr 1961 zeigt, betrachten, so stellen diese in erster Linie Landschaften dar, wie sie ein Mann der heutigen Generation sieht. Für den unaufmerksamen Betrachter wirken sie nahezu abstrakt. Je mehr man sich jedoch in die einzelnen Bilder einlebt, desto stärker wird der Eindruck, daß kein Teil ohne deutbaren Inhalt ist. Das geht so weit, daß schließlich auch Tiere, ja Fabelwesen aus dem Zusammenhang heraustreten. Auch die Farbigkeit ist eng mit der Urgebirgslandschaft seiner Heimat verbunden; graue, rötliche und gelbe Töne setzen die Grundakkorde zusammen. Man fühlt deutlich, daß die Sonne hier nie stark strahlt, also auch das vorhandene Grün der Landschaft immer ein Graugrün ist. Wasser und nebelartige Effekte spielen eine große Rolle. Alle Elemente sind jedoch zu einer einheitlichen Aussage verwoben, die man mit einem nicht ganz zutreffenden Ausdruck als pantheistisch bezeichnen könnte. Es ist dies jener eigentümliche Pantheismus, der immer wieder aus dem bayerischen

Grenzland auftaucht, ob es nun in der mittelalterlichen, in der barocken oder in der neueren Kunst geschieht, wobei wir an erster Stelle immer an Alfred Kubin erinnert werden. Wenn man sich jedoch in die Werke Kubins und Swobodas tiefer einfühlt, erkennt man, daß da nicht nur der Altersunterschied von zwei Generationen, sondern die Herkunft aus zwei verwandten, aber unterschiedlichen Landschaften bestimmend wirkt und ganz verschiedene Temperamente ihre Aussage machen. Kubin gehört zur Generation, deren frühe Leistungen in der Epoche des Jugendstils liegen, in der Zeit des Zerfalls der Donaumonarchie, in der Zeit, die alle bisherigen Werte ins Wanken brachte. Die Menschen dieser Generation konnten vielfach nicht anders, als durch skurrile Skepsis sich im Leben zu behaupten.

Ganz anders gelagert ist die Situation bei Swoboda. Er gehört zu den Leuten, deren Jugenderlebnisse in die wechselvollen Zeiten der Dreißigerjahre und in die Jahre des zweiten Weltkriegs fallen. Seine Entwicklung verläuft gerade umgekehrt, wie diejenige Kubins, nämlich aus dem Chaos heraus. Er stellt sich nicht skeptisch, sondern positiv zur Welt. Wenn auch gespenstische Tiere aus seinen Bildern hervorschauen, so werden sie von einer höheren Ordnung gebändigt, während sie bei Kubin die höhere Ordnung zerreißen.

So ist Swoboda als Künstler und als Mensch der heutigen Generation schließlich eng mit seiner Heimat verbunden geblieben, obwohl er nicht mehr in ihr lebt; er ist daher wie kein Zweiter dazu prädestiniert, Dinge über die Seele des böhmischen Raumes auszusagen, die für jetzt und für die Zukunft verbindlich sind.

Wenn die Sudetendeutsche Landsmannschaft nun Gerhard Swoboda mit dem Förderpreis auszeichnet, so ist dies einerseits eine Bestätigung für den Meister, daß sein Werk verstanden wird, aber auch ein Beweis für das Wissen der maßgebenden Stellen um die schwierigen und tiefen Probleme, die der Künstler aufwirft, aber auch löst.

Zur Nacht gehören die Sterne, auch wenn sie hinter Wolken stehen.

Überlege nicht, was du von anderen fordern, sondern was du ihnen geben kannst!

(Aphorismen, Josef Schneider)

Ernst Schremmer

Vom Schaffen zweier Preisträger

JOSEF SCHNEIDER

Das aus einem Wettbewerb des Brentanoverlags erwachsene Gemeinschaftswerk der Heimatvertriebenen „Aber das Herz hängt daran" beginnt mit einem Gedicht Josef Schneiders, aus dessen Refrain auch der Titel des ganzen Buches genommen wurde. Josef Schneider hat, und nicht nur mit diesen Versen, immer wieder das bestürzende Ereignis des Heimatverlustes beschworen, beschworen vornehmlich aber, was nie zu verlieren ist.

Schneider, der in diesem Jahr (am 12. Mai) fünfzig Jahre alt wurde, kommt aus der Landschaft Eichendorffs, Dittendorfs, Schuberts. Wie selten in einem sudetendeutschen Autor der jungen und mittleren Generation ist die Lyrik die ihm gemäße Ausdrucksweise. Seit dem ersten Band „Ewiger Arbeitstag" (1935), der Beteiligung an der Sammlung junger Stimmen, die aus dem Erleben der sudetendeutschen Grenzlandschaft und der Studienstadt Prag heraus sich im Band „Wir tragen ein Licht" vereinten, den Gedichtauswahlen „Unergründliches Herz" und „Das bekränzte Jahr" war es immer wieder das liedhafte, das spruchhafte und das betrachtende Gedicht, dazu manche kürzere Prosa, die Schneiders tiefgläubige, innerliche, mit dem Geist seiner Heimatlandschaft, ihrer arbeitsreichen, dem Boden verwachsenen Menschen harmonierende Wesensart in Form brachten.

Die eigene Mutter, die Mutter schlechthin, die Mutter Heimat und auch die heimatliche Stadt Jauernig, Wesensbilder längst verlorener, immer erstrebter, stets mahnender Geborgenheit, sind Grundthemen der Schneiderschen Dichtung. Von der Mutter wie von der Stadt der Kindheit geht immer wieder die heilende Kraft aus:

„Tröstende Zuflucht und Schild:
Immer trag ich im Herzen
Unvergänglich dein Bild",

wie es am Schluß des Gedichtes „Heimat Jauernig" zu lesen ist, das sich in der Auswahl „Du lebst in mir" (Aufstieg-Verlag München) findet.

Auch der Jahreszyklus, die Begegnung mit Menschen und Büchern leben von einer Heimatverbundenheit, die nicht tönende Phrase, sondern wuchshaftes Sein ist, einer Heimatverbundenheit, die sich letzten Endes in Gott geborgen weiß.

Josef Schneider hat als Erzieher der Jugend (jetzt Studienrat in Freising) und als fürsorglicher Betreuer immer wieder sein eigenes Schaffen zurückgestellt. Einen Großteil seiner Arbeit stellte er in den Dienst sudetendeutschen Kulturgutes. Wir erinnern nur an den Gedenkband für die in der Emigration verstorbene Dichterin Hilda Bergmann, an den Band „Große Sudetendeutsche" (Aufstieg-Verlag München), und die Sudetendeutschen Kulturalmanache (Bogen-Verlag), zu denen Schneider einige der schönsten Huldigungen beigetragen hat, so die für Hans Watzlik, Bertha von Suttner

und große Genien Sudetenschlesiens, Franz Schubert, den Bauernbefreier Hans Kudlich, den Arzt Adolf Lorenz. Immer wieder ist er als pflegender und fördernder Betreuer werbend für die sudetendeutsche Dichtung eingetreten.
Sein diktatisches und anekdotisches Gespür und sein substantieller Humor machten ihn auch für Sammlungen wie die heiteren Geschichten aus dem Sudetenland „Zwei Stiefel — vier Herzen" befähigt. Es wäre nur zu wünschen, daß man sich über all dieser verdienstvollen Arbeit noch mehr als bisher seines eigenen Schaffens besänne, etwa auch an eine Auswahl kleiner Prosa aus seiner Feder dächte.
Und wir möchten zum Schluß dieser kleinen, unvollständigen Darstellung die Leser bitten, wieder das dritte Heft des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift aufzuschlagen und dort nachzulesen, was Josef Schneider über die geliebte Altvaterheimat, über Sinn und Wert der Heimat überhaupt zu sagen hat. Nicht von ungefähr wird da an Bruno Brehms Wort „Heimat ist Arbeit" erinnert von einem, dessen vor bald dreißig Jahren geschriebenes Gedicht „Arbeiterhände" mit Trost und Mahnung schließt:

„Denn gläubig allem Leben zugewandt,
Wollt ihr noch oft das schwere Tagwerk wagen,
Ihr sucht des Kameraden Schwielenhand,
Und was das Schicksal bringt — ihr wollt es tragen!"

HERBERT WESSELY

Das Werk des zweiundfünfzigjährigen Herbert Wessely ist nicht umfangreich, und es ist nicht aufdringlich, fast zaghaft und zurückhaltend wie der ganze Mensch. Das Bändchen „Schmaler Pfad", Lyrik und Prosa (Bogen-Verlag München-Stuttgart, als Folge 8 der „Reihe der Jungen" erschienen), bietet die beste Möglichkeit, das Wesen des Autors zu erfassen. Es ist zyklisch geordnet, gibt im Jahresreigen in meisterlicher kleiner Form skizzenhafte Prosa, nachdenkliche Betrachtungen, lyrische und Gedankengedichte voll einheitlichen Naturgefühls. In knapper, anschaulicher Sprache huldigt Wessely einer Naturverbundenheit, die ihm seit seinen Kindheitstagen in der heimatlichen südmährischen Landschaft, der Gemeinschaftsarbeit in Wandervogel und Böhmerlandbewegung und nach schweren Kriegsjahren und trotz zermürbendem Existenzkampf in der neuen Heimat selbstverständlich ist. Aber er verliert sich nie in wehleidiger, weltferner Sentimentalität. Aus der Idylle, dem Traum, der gerne gesuchten Einsamkeit erwächst ihm der Wille, mit leiser, aber unüberhörbarer Stimme am Neubau einer besseren Welt mitzuwirken. Besonders schön lesen wir das aus dem zentralen Stück des Bändchens „Der schmale Pfad" heraus:
„Trümmer kann man wegräumen, Dome wieder errichten, aber wie hinter dem Zerstörten das Unzerstörbare steht, so schattet das neu Aufgebaute — die Vernichtung. Male der Flammennacht, ausweglose Verschüttung und Qual des Verlustes. Denn immer noch bauen wir mit Steinen, die gezeichnet sind. Noch ist unser Sein von Haß und Macht bestimmt. Wird uns je die Kraft geschenkt, das neue Münster aus Geist und Güte zu bauen? Dem wir des Tages Aufwand und Erfolg, das leere Trunkensein opfern müßten."

Nach dem Menschen ruft auch seine von zarter Herbheit getragene Erzählung von dem stummen Hirten, ein Gleichnis für unsere Zeit.

Der von Dr. Richard Zimprich in der Neuen Folge „Aus mährischer Scholle" (Quellenverlag V. Diwisch, Steinheim am Main) herausgebrachte Auswahlband „Mährische Ballade. Erzählungen und Gedichte" umfaßt Kindheitserinnerungen aus der Heimatstadt Znaim, dem Thayatal, dessen Genius Postl-Sealsfield der Autor in den „Großen Sudetendeutschen" huldigte, und den Pollauer Bergen. Es ist ein Bekenntnis auch zum Bruderland Böhmen, in dessen Norden der Dichter etliche Jahre gelebt hat und dessen Böhmerwald-Süden mancher Wanderzug galt. Berg und Fluß, Nebel und Morgen, Pflanze und Getier, der brüderliche Mensch, so oft abgewandelt und heute kaum mehr als Thema anerkannt, werden hier eigenständig beschworen. Persönlichstes Erleben wird zu allgemeinem Bekennen.

Manches haben die Unbilden der Zeit und der Krieg nicht an die Öffentlichkeit kommen lassen. Aus den ungedruckten Zyklen von Gedichten oder bisher nur in Zeitschriften oder Almanachen veröffentlichten Erzählungen wird noch einem größeren Leserkreis zuzuführen sein, was sich an Leseabenden etwa in der Gemeinschaft der Sudetendeutschen Jugend, besonders der von Wessely inspirierten Südmährischen Sing- und Spielschar, bewährte.

Der Sammelband „Suchen und Bekennen", das in zweiter Fassung gestaltete Mahnspiel der Zeit „Der Sensenschmied" und vor allem das Weihespiel „Ramphold Gorenz", dem viele Aufführungen und Wiedergaben zu wünschen sind, dazu die Landschaftsdarstellungen, die er für den Süddeutschen Rundfunk von seinem Wohnsitz Karlsruhe aus verfaßte, verarbeiten heimatliche Tradition im Gewand unserer Zeit. Sie wenden sich vor allem an die Jugend. Wessely ist öfters für sein dichterisches Schaffen ausgezeichnet worden, so mit dem zweiten Lyrikpreis des Adalbert-Stifter-Preises.

Oskar Kreibich, der vor zwei Jahren den Förderpreis des Sudetendeutschen Kulturpreises erhielt, illustrierte die Buchausgaben des Spiels vom Sensenschmied. Die „Mährische Ballade" enthält Proben für das zeichnerische und graphische Talent des Dichters selbst.

Die verantwortungsbewußte Stimme Herbert Wesselys erhebt immer wieder die Frage nach dem Guten, nach der Bewahrung des Unveräußerlichen, sie kehrt das brennende Heimweh in positive Sehnsucht. Wessely sucht das Echte durch die Masken hindurch. So heißt es im Gedicht „Wer pflanzt den Wald?":

„Wer hebt die Larve vom Antlitz der Zeit,
das schwärend und furchtbar
entstellt und entseelt ist?
Wer mißt
neuen Halt
in das Maßlose —
wer pflanzt den Wald?"

In knappen Zeilen erfüllt sich seine Aussage:

„Getriebener, versenke dich
tief in den Schnee der Stille.
Er löscht die brennende Seele.
Und sie genest."

VOLKSTUMSPREIS FÜR DIE SÜDMÄHRISCHE SING- UND SPIELSCHAR

Dem Beschluß der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft von Saarbrücken folgend, hat die Jury für den Sudetendeutschen Kulturpreis in diesem Jahr erstmalig einen Sudetendeutschen Volkstumspreis verliehen. Es ist eine glückliche Fügung, daß diesen Preis, der das erste Mal verliehen wurde, nicht eine Einzelperson, sondern eine Gemeinschaft erhielt, die durch viele Jahre beste Volkstumsarbeit zu leisten vermochte. Die Südmährische Sing- und Spielschar unter der Leitung ihres Chorleiters *Hans Proksch,* wurde 1952 anläßlich des Sudetendeutschen Tages in Stuttgart gegründet und besitzt einen aktiven Mitgliederstand von 55 Personen. Der Arbeitskreis hat sich bei seiner Gründung die Aufgabe gestellt, heimatliches Kulturgut in Lied, Tanz, Musik und Dichtung zu pflegen und lebendig zu erhalten; er ist dieser Aufgabe in den zurückliegenden Jahren in vorbildlicher Weise nachgekommen. Der Großteil der Mitglieder wohnt in Baden/Württemberg und setzt sich aus studierenden und jüngeren, im Erwerbsleben stehenden Landsleuten zusammen. Monatlich trifft sich der Arbeitskreis in einer Jugendherberge und gestaltet aus der Gemeinschaft heraus jene Kräfte, die bis zur künstlerischen Vollendung ausreiften.

Bereits das erste Auftreten der Sing- und Spielschar beim Südmährer-Treffen in Geislingen im Jahr 1952 lenkte die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich. Die kulturellen Veranstaltungen der Sudetendeutschen Tage sind seitdem ohne Mitarbeit der Südmährischen Sing- und Spielschar nicht denkbar.
Die von dieser Sing- und Spielschar jedes zweite Jahr durchgeführten Singwochen setzen die Tradition der Finkensteiner Singwochen Walther Hensels fort und werben für echtes und edles Volksgut.

Im Jahre 1954 wurde eine Finnland-Fahrt durchgeführt, an der sich 33 Mitglieder beteiligten; sie fand im Auftrag der Deutschen Jugend des Ostens auf Grund einer Einladung der Ladoga-Karelischen Jugend statt. Der Süddeutsche Rundfunk, der Bayerische- und der Österreichische Rundfunk haben wiederholt Sendungen dieser Spielschar gebracht und auf diese Art und Weise die Rundfunkreife und die hochstehende künstlerische Ausdruckskraft anerkannt.
Der Europäische Phonoclub in Stuttgart hat eine begeistert aufgenommene Langspielplatte „Heimat, Dir ferne" herausgebracht, die südmährische und sudetendeutsche Lieder enthält. Im heurigen Jahr plant die Südmährische Sing- und Spielschar neben einer Reihe Volkstumsabenden in größeren und kleineren Städten der Bundesrepublik und Österreichs eine mehrwöchige Fahrt nach Norwegen.

REINHARD POZORNY

WIDMAR HADER, der junge Förderpreisträger der Sudetendeutschen Landsmannschaft, kennt das Sudetenland nicht mehr aus eigener Anschauung, aus eigenem Erlebnis. Er wurde am 22. Juni 1941 in Elbogen an der Eger geboren.

Seine Eltern stammen aus Mähren; der Vater aus dem Schönhengstgau und die Mutter aus Südmähren (Znaim). Im Verlauf der Vertreibung kam die Familie im Jahre 1946 nach Bad Reichenhall. Hier besuchte Widmar Hader die Karlsoberrealschule und legte 1960 die Reifeprüfung ab.

Schon früh zeigte sich seine künstlerische Begabung. Zuerst war es die Malerei, die ihn stark anzog. Die Liebe zur Musik wurde aber immer stärker. Mit 15 Jahren begann er sich im Selbststudium mit Harmonielehre und Kontrapunkt zu beschäftigen. Als der Studienrat Karl Welser 1958 die dramatische Ballade um die Gestalt Tschingis-Chans und die Schlacht bei Liegnitz verfaßte, erklärte sich Widmar Hader sofort bereit, die Musik dazu zu schreiben. Innerhalb von drei (Ferien)-Wochen war die mit 15 verschiedenen Instrumenten besetzte Partitur niedergeschrieben. Die Uraufführung des „Sturmes aus der Steppe" fand am 26. und 27. September 1959 mit sehr großem Erfolg statt. Die Besucher freuten sich unverhohlen über den jungen Komponisten, der das aus Schulkameraden gebildete Orchester selbst dirigierte.

In der Folgezeit entstanden zwei Ouvertüren, von denen die eine, die Weihnachtsouvertüre, anläßlich eines Weihnachtsspieles der Sudetendeutschen Landsmannschaft im Dezember 1959 dreimal aufgeführt wurde.
Gleich nach dem Abitur im Juli 1960 schrieb Hader eine Suite in fünf Sätzen für Orchester, deren Uraufführung im Mai 1961 durch das Philharmonische Orchester in Bad Reichenhall erfolgt.

Im Oktober 1960 begann Hader das Musikstudium am Mozarteum in Salzburg, wo er u. a. Schüler von Prof. Dr. Friedrich Neumann und Prof. Caesar Bresgen ist, die ihn für ein vielversprechendes Talent halten.

Das erste Jugend-Kammerkonzert, das Hader im Haus der Jugend in Bad Reichenhall veranstaltete, gab ihm Ansporn zu weiteren Kompositionen. Es entstanden vier kleine Stücke für Klavier, eine Klaviersonate, fünf Stücke für kleines Orchester und Variationen über einen Archetyp.

JOSEF PREUSSLER — EIN SIEBZIGER (27. Mai 1961).

Im nordböhmischen Reichenberg geboren und aufgewachsen, erwarb sich der Jubilar in langjähriger Tätigkeit an der Hilfsschule seiner Vaterstadt, aber auch als Volks- und Hauptschullehrer jene reiche und vielseitige pädagogische Erfahrung, aufgrund deren er schließlich als Dozent und Ausbildungsleiter an die Reichenberger Lehrerbildungsanstalt berufen wurde. Neben dem Schuldienst betätigte er sich als Volksbildner. Maßgebend beteiligt an der Arbeit der sudetendeutschen Jugendschriftenausschüsse, leitete er von 1925 bis 1938 die vom Deutschen Landeslehrerverein in Böhmen herausgegebene Schülerzeitschrift „Deutsche Jugend".

Nach einer schweren Verwundung im Ersten Weltkrieg arbeitete Preußler zwei Jahre im Wiener Kriegsarchiv des Österreichischen Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Dann kehrte er nach Reichenberg zurück und trat wieder in den Kreis der Heimatforscher um Universitätsprofessor Dr. Erich Gierarch, Dr. Karl R. Fischer und Professor Franz Runge ein. Galt sein besonderes Augenmerk zunächst der Erforschung und Darstellung der heimischen Schrifttumsgeschichte, vorab der nordböhmischen Mundartdichtung, so wandte er sich in der Folgezeit mehr und mehr dem umfassenderen Gebiet der Volks- und Landschaftskunde im Jeschken-Isergau zu. Außer zahlreichen Aufsätzen veröffentlichte er seine bald sehr beliebten „*Wanderungen in der Heimat*".

Seit dem Jahre 1922 leitete Josef Preußler ehrenamtlich den „Heimathort", die ortsgeschichtliche Sammlung der Stadt Reichenberg, mit der er im Jahre 1938 in das schöne, geräumige alte Tuchmacherhaus am Viertel einziehen konnte, das ein Reichenberger Bürger dem Heimathort geschenkt hatte..

Bei Kriegsende verlor er nicht nur vorübergehend die Freiheit, sondern auch seinen ganzen Besitz, darunter eine reichhaltige Privatbücherei sowie die in jahrzehntelanger Mühe fertiggestellten Vorarbeiten zu einer von ihm geplanten großen Monographie des Isergebirges, zu der er das Material unter Mithilfe des bekannten Wallensteinforschers Univ. Archivars Dr. Josef Bergl im Friedländer Schloßarchiv, aber auch im lebendigen Kontakt mit breiten Volksschichten der Heimat auf ungezählten Streifzügen und Wanderfahrten zusammengetragen hatte.

Nach seiner Entlassung aus fünfjähriger tschechischer Gefangenschaft ließ sich Josef Preußler im Jahre 1950 in Haidholzen bei Rosenheim nieder, wo seine Familie inzwischen bereits wieder Fuß gefaßt hatte. Er widmet nunmehr einen Großteil seiner Zeit und seiner Arbeitskraft dem von ihm ins Leben gerufenen Reichenberger Heimatarchiv, in dessen Rahmen er alle erreichbaren Zeugnisse aus der Geschichte der Neißestadt und ihrer Umgebung zusammenträgt. Manches davon bildet den Grundstock der „Reichenberger Heimatstube in der Patenstadt Augsburg". Weiters beteiligte er sich neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit mit Beiträgen an dem Sammelwerk „Große Sudetendeutsche" von Josef Schneider und an dem bei Adam Kraft erschienenen repräsentativen Bildband „Sudetenland". Seit Jahren arbeitet er an einer eingehenden und umfangreichen Geschichte seiner Vaterstadt Reichenberg, die kurz vor dem Abschluß steht.

DIE ENTWICKLUNG DER GABLONZER INDUSTRIE IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Wenn von der günstigen Entwicklung innerhalb der Vertriebenen-Industrie die Rede ist, wird oft und gern auf die Gablonzer Industrie in der Bundesrepublik Deutschland verwiesen.

Ihre Angehörigen sind jedoch von dieser Apostrophierung keineswegs angetan, da in der Öffentlichkeit leicht der Gedanke aufkommen könnte, als ob dieser Industriezweig beim Wiederaufbau mehr als andere vom Schicksal begünstigt worden wäre und als ob das bisher Erreichte die Verluste der Vertreibung bereits vergessen lassen könnte.

Daß dem nicht so war und ist, wird aus den folgenden Ausführungen zu erkennen sein.

In der alten Heimat waren für die Entwicklung und den Aufbau der Gablonzer Industrie geradezu ideale Verhältnisse gegeben. Die Zusammenballung aller Kräfte in Stadt und Land Gablonz bedeutete den Wegfall aller zeitraubenden Lieferwege von Zulieferern zu den Erzeugern und Exporteuren, so daß während des Erzeugungs- und Verkaufsprozesses durch persönliche Kontakte sofortige Korrekturmöglichkeiten gegeben und die unverzügliche Auswertung schöpferischer Ideen für neue Muster möglich waren. Diese zu Hause natürlich gewachsene Konzentration konnte nach der Austreibung nicht mehr erreicht werden, da sich die Vertreibungsströme nicht nur in verschiedene Länder, sondern innerhalb Deutschlands in verschiedene Ansiedlungsgebiete ergossen haben. Wohl war es der Wunschtraum aller nach Westdeutschland verschlagenen Unternehmer, die Gablonzer Industrie in Kaufbeuren/Allgäu ansässig zu machen, doch die energisch dahin gerichteten Bemühungen bei den Landesbehörden in München blieben ergebnislos. Es gelang wohl eine Schwerpunktbildung in Kaufbeuren-Neugablonz, doch erwiesen sich die Industrieansiedlungen in anderen Räumen, vornehmlich in Schwäbisch Gmünd, im Fichtelgebirge, in Karlsruhe und Oberursel/Taunus als lebensfähige Einheiten, zu denen sich noch kleinere Gruppen in Waldkraiburg, Trappenkamp über Neumünster und einzelne verstreute Betriebe in den verschiedenen Bundesländern gesellten.

Wenn der Aufbau der Gablonzer Industrie nicht durch die Erreichung eines vollständigen Zusammenschlusses auf engstem Raum ähnlich wie in der alten Heimat erfolgen konnte und diese psychologische Belastung erst nach und nach überwunden werden mußte, so ist die Feststellung interessant, daß die Bildung von Schwerpunkten zumeist in Landschaften erfolgte, die in ihrem Charakter an das 500 bis 600 m hoch gelegene, in die Wälder des Isergebirges gebettete Gablonz erinnern. Zweifelsohne fühlt sich der Gablonzer in dieser Umgebung am wohlsten und schöpft dort die Kraft, zäh und unermüdlich den Kampf um die Existenz zu führen.

Als in den Jahren 1945/46 Arbeiter und Unternehmer aus ihren Wohnungen und Werkstätten vertrieben wurden, lag die Zukunft ungewiß vor ihnen. Der Verlust von Hab und Gut schien zwar manchen zunächst zu lähmen, doch zeigte es sich bald, daß sie nicht willens waren, sich in dieser scheinbar aussichtslosen Lage unterkriegen zu lassen oder sich mit den Almosen der neuen Heimat zu begnügen. Der starke Wille anderer zum Leben und zur Arbeit riß auch die Müden und Verzweifelten mit sich und man begann mit einer Arbeit, die darin bestand, aus weggeworfenen Blechdosen Schmuckstücke anzufertigen, die vor der Währungsreform gern gekauft wurden. Jegliches Rohmaterial war knapp und es mußte erst nach und nach unter Überwindung größter Schwierigkeiten oft von weither beschafft werden.Trotz aller Widerwärtigkeiten bildeten mutige Männer und Frauen mit ihren Familienangehörigen und treuen Mitarbeitern die ersten Zellen einer für Deutschland völlig neuen Industrie.

In den einzelnen Ansiedlungsgebieten entstanden genossenschaftliche Zusammenschlüsse wiedererstandener und neuer Firmen mit Betriebsstätten und Wohnsiedlungen. Grundlage bildeten die neuerrichteten Glas- und Kompositionsglashütten, die für die verarbeitenden Betriebe Stangen-, Stengel- und Kompositionsglas erzeugten. Heute sind mit

Hilfe staatlicher Kredite wieder neun Gablonzer Glashütten, zwei Kompositionsglashütten, mehr als 1100 Verarbeitungs- und Veredlungsbetriebe der verschiedenen Sparten vorhanden, die einschließlich der Heimarbeiter insgesamt mehr als 20 000 Menschen beschäftigen. Dazu kommen noch mehr als 100 Großhandelsbetriebe. Hiervon entfallen auf

Kaufbeuren-Neugablonz, Marktoberdorf
ca. 700 Betriebe
mit rund 10 000 Beschäftigten

Schwäbisch Gmünd
ca. 170 Betriebe
mit rund 3 600 Beschäftigten

Bayreuth
ca. 145 Betriebe
mit rund 3 500 Beschäftigten

Karlsruhe
ca. 51 Betriebe
mit rund 3 400 Beschäftigten

Der Rest entfällt auf die Räume Oberursel/Taunus, Waldkraiburg/Inn und Trappenkamp.

An dieser Stelle sei vermerkt, daß nicht alle Angehörigen der Gablonzer Industrie den Weg nach Westdeutschland fanden, sondern auch in die SBZ (Gotha und Quedlinburg) und nach Österreich (Enns und Steyr) kamen. Die Gablonzer Industrie ist eine typisch mittelständische Industrie. Großbetriebe im eigentlichen Sinne kommen nicht vor. Die überwiegende Anzahl der Betriebe — unter denen es sehr viel Familien-Kleinstbetriebe gibt — beschäftigt durchschnittlich 10 bis 20 Arbeitnehmer; selbst die größten Betriebe zählen nicht mehr als höchstens 300 bis 400 Beschäftigte.

Abgesehen von der schwierigen Eigenkapitalbildung bereitet die Nachwuchsfrage der Industrie die größte Sorge. Die wertvollen Fachkräfte sind zum Teil überaltert und der Ersatz durch junge Kräfte ist vor allem im Glassektor schwierig und unzureichend. Es sind zwar in einer eigenen staatlichen Fachschule und in besonderen Abteilungen bereits bestehender Berufsschulen die Möglichkeiten hiezu geschaffen worden, doch ist die Jugend nur ungern bereit, die vorgesehenen Lehr- und Anlernberufe zu ergreifen. Die Anerkennung spezifischer Berufsbildner für die Gablonzer Industrie wurde zwar erreicht, doch hat auch dies zur Verbesserung der Nachwuchsfrage nicht wesentlich beigetragen.

Durch die seinerzeitige Gründung von eigenen Wohnungsbaugenossenschaften gelang es, besonders aus der sowjetisch besetzten Zone (Mitteldeutschland) zuströmende Fachkräfte durch die Beistellung von Wohnungen ansässig zu machen, doch sieht die Gablonzer Industrie in der derzeitigen Vollbeschäftigung die Gefahr von Abwanderungen in andere Industrien mit besseren Verdienstmöglichkeiten.

Aus diesen Gründen wird das besondere Augenmerk verstärkt auf die Rationalisierung der Betriebe gerichtet, bei der auch schon Erfolge zu verzeichnen sind.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich die Verarbeitungs- und Veredelungsindustrie aus vorwiegend kleinen und kleinsten Betrieben zusammensetzt. Es ist daher den einzelnen Firmen im allgemeinen nicht möglich, den Verkauf selbst vorzubereiten und durchzuführen. Seit je ist es für die Gablonzer Industrie charakteristisch, daß der Vertrieb überwiegend durch Gablonzer Exportfirmen erfolgt. Die Exporteure nehmen die Aufträge entgegen und bringen sie bei den die gefragten Artikel erzeugenden Betrieben unter, so daß es vorkommen kann, daß zur Erfüllung eines Auftrages verschiedene Betriebe beschäftigt werden. Eine weitere Aufgabe der Exporteure ist es, die fristgerechte Ausführung der Aufträge zu überwachen, Lieferschwierigkeiten zu überbrücken und den ordnungsgemäßen Versand durchzuführen. Darüber hinaus fällt Ihnen die Aufgabe der Marktbeobachtung und der sich daraus ergebenden Marktanalyse zu. Durch die oft jahrzehntealten Geschäftsverbindungen mit dem Kundenkreis und durch geschickte Auswertung der sehr unterschiedlichen Wünsche der Einkäufer kann von einer laufenden Einflußnahme der Exporteure auf die Produktion gesprochen werden. Gerade bei dem stark der Mode unterworfenen Fantasieschmuck ist es für Erzeuger und Exporteure äußerst wichtig, die jeweiligen Modefarben rasch in Erfahrung zu bringen und modische Entwicklungen intuitiv zu erfassen, damit

allfällige Umstellungen in der Erzeugung rechtzeitig herbeigeführt werden können.

Neben den Gablonzer Exporteuren, die ihren Sitz möglichst nahe den Erzeugerfirmen haben, gibt es auch eine Reihe von Hamburger und Bremer Exporteuren, die sich seit je in den Auslandsverkauf eingeschaltet haben. Der Vollständigkeit halber sei angeführt, daß es auch größere Gablonzer Erzeugungsbetriebe gibt, die in eigenen Exportabteilungen die Auslandsgeschäfte unmittelbar abwickeln.

Da die Gablonzer Industrie eine ausgesprochen lohnintensive Exportindustrie ist, bedurfte es größter Anstrengungen, wieder in fast 130 Länder Gablonzer Glas- und Schmuckwaren auszuführen. Dies ist das stolze Ergebnis jahrelanger Bemühungen, die durch Krieg und Austreibung unterbrochenen Geschäftsverbindungen wieder anzuknüpfen. Im Verfolg einer echten Exporttradition wurde wieder vornehmlich der amerikanische Markt, dessen Anteil am Gesamtexport ungefähr 40% beträgt, bearbeitet, ohne jedoch andere wichtige Märkte, zu denen die naheliegenden Räume der EWG und EFTA gehören, zu vernachlässigen. Wenn infolge einer prekären Devisen- oder Finanzlage in einem der Käuferländer die Aufnahmefähigkeit beeinträchtigt ist, gilt es, einen Ausgleich auf anderen Märkten zu schaffen. Die Ausfuhren seit der Währungsreform betrugen:

in den Jahren	in Tausend DM
1949	160
1950	8 500
1951	28 000
1952	48 000
1953	73 000
1954	87 000
1955	102 000
1956	94 060
1957	88 200
1958	101 600
1959	106 700
1960	111 550

Die Entwicklung der Exportzahlen nach oben wurde in den Jahren 1956/57 durch die amerikanische Rezession unterbrochen, doch konnte sie seit 1958 trotz der japanischen Exportoffensive fortgesetzt werden.

Das Inlandsgeschäft hat sich ähnlich entwickelt, so daß von einer fast gleichbleibenden Exportquote von 40% gesprochen werden kann.

Während im Inlandsgeschäft trotz Pforzheim und Idar-Oberstein von einer eigentlichen Konkurrenz nicht gesprochen werden kann, macht sich im Ausland vor allem die tschechische Konkurrenz sehr bemerkbar, die durch die Verstaatlichung der ehemaligen sudetendeutschen Gablonzer Betriebe und durch die Errichtung besonderer staatlicher Verkaufsorganisationen „Jablonec" und „Glasexport" in der Lage ist, die Weltmarktpreise zur Beschaffung erwünschter Devisen und Anknüpfung notwendiger Handelsbeziehungen gewissermaßen mit politischen Preisen, d. h. mit Preisen, die ohne Rücksicht auf die Kalkulation gewährt werden können, zu unterbieten.

Die Wettbewerbsfähigkeit der Gablonzer Industrie wird auch noch besonders durch die japanische Konkurrenz auf dem Knopf- und Perlengebiet und in letzter Zeit auch auf dem Gebiet des Fantasieschmucks beeinträchtigt, zumal Japan zufolge seines Sozialdumpings die Möglichkeit hat, die Preise der Gablonzer Industrie nicht unwesentlich zu unterbieten. Abgesehen von einer weiteren Konkurrenz auf dem Schmuckwarengebiet in den USA und Großbritannien gestaltet sich die Ausgangsposition anderer Konkurrenten (Österreich, SBZ und Spanien) infolge niedrigerer Löhne oder zum Teil noch bestehender staatlicher Subventionen günstiger als für unsere Industrie.

Rückblickend kann mit begründeter Genugtuung gesagt werden, daß die Gablonzer Industrie buchstäblich aus dem Nichts in schöner landschaftlicher Umgebung in der Bundesrepublik wieder aufgebaut wurde. Die Bundesorganisationen der Gablonzer Industrie, der Verband der Gablonzer Industrie e. V., Bonn, und der Exportausschuß 30a Gablonzer Industrie, Bonn, bemühen sich ebenso wie die örtlichen Organisationen — teils Genossenschaften, teils eingetragene Vereine, die auf alter handwerklicher Tradition fußende Gablonzer Industrie den modernen Erfordernissen der deutschen Wirt-

schaft anzupassen, ohne auf ihre Eigenart verzichten zu müssen.

Lohnfragen für die Betriebsarbeiter werden vom Verband als Tarifpartner mit der zuständigen Industriegewerkschaft Chemie, Papier, Keramik (Hannover) geregelt, während die Festsetzung von Heimarbeiterlöhnen durch besondere für die Gablonzer Industrie geschaffene Heimarbeitsausschüsse erfolgt.

Die Gablonzer Industrie ist sich bewußt, daß ihr Kampf um die Erhaltung der wiedererrungenen Stellung unter den deutschen Exportindustrien noch lange nicht beendet ist. Sie hat zwar den Beweis erbracht, daß das zu Beginn ihres Wiederaufbaus von den staatlichen Stellen in sie gesetzte Vertrauen begründet war, doch ist sie mangels entsprechender Eigenkapitalbildung auf breiter Basis von den Sorgen im Falle einer wenn auch nur vorübergehenden Wirtschaftsdepression nicht befreit.

Wenn auch die innere Verbundenheit zur alten Heimat in der jetzigen Generation stark verwurzelt ist und die Tradition in Sprache und Gebräuchen gepflegt wird, anerkennen die Gablonzer doch mit Dankbarkeit, im deutschen Wirtschaftsraum ihre Fähigkeiten und Kräfte frei entfalten zu können und hoffen, daß dieser Industriezweig erhalten bleibt.

ALFRED RICHTER

Alfred Richter: THE GABLONZ INDUSTRY IN THE FEDERAL REPUBLIC (Synopsis)

When talking of favourable industrial developments among refugees, people will point to the Gablonz Industry as exemplary. However, it never received preferential treatment, nor has success been able to make its people forget the losses caused by the expulsion.

In their old home all those participating in the process of production were concentrated in and around Gablonz, which saved transport from suppliers to makers and exporters and made for personal contact between them. Such ideal concentration has not been achieved after the expulsion, with the refugees being distributed over the whole of Germany and all endeavours to give all the Gablonz firms a new home at Kaufbeuren/Allgäu failing. Thus, besides the centre of Kaufbeuren-Neugablonz, new vital settlements sprang up at Schwäbisch Gmünd, in the Fichtelgebirge, at Karlsruhe, and at Oberursel/Taunus, and smaller groups formed at Waldkraiburg, Trappenkamp etc. These new centres development mostly in landscapes resembling old Gablonz, which was situated 500 to 600 metres above sea-level in the Isergebirge.

In 1945/46 the toughest among the expelled workers and employers began making fancy jewelry from old tins, for which before the currency reform there was a ready market because of the scarcity of all raw material, and these dauntless men and women were the first cells of an industry which was absolutely new to Germany.

In those areas cooperative societies of the re-opened and new firms tried to procure workshops and housing estates for their men. Production was based on newly erected glass-furnaces making the various kinds of glass needed by the processing shops. Today there are eleven glass works and more than 1100 converting and refining shops at work, they employ more than 20 000 people, home-workers included. They are served by more than 100 wholesale dealers. This is how the industry is distributed:

Kaufbeuren-Neugablonz-Marktoberdorf	about	700	firms	and 10000	employes
Schwäbisch Gmünd	"	170	"	" 3600	"
Bayreuth	"	145	"	" 3500	"
Karlsruhe	"	51	"	" 3400	"

The rest falls to the areas of Oberursel/Taunus, Waldkraiburg/Inn, and Trappenkamp. The reader is reminded of the fact that not all the members of the Gablonz Industry have reached

Western Germany; some were settled in the Soviet Zone (Gotha and Quedlinburg), others in Austria (Enns and Steyr). The great majority of the firms are of medium size employing between 10 and 20 people, many are family undertakings; the biggest have no more than 300 to 400 employees.

The firms are handicapped by the shortage of their own capital and by the difficulty they encounter in finding young people following their trade. Many valuable expert workers are superannuated, and our youngsters are hard to persuade to enter as apprentices or trainees, though there are a special technical school and a number of vocational schools providing special courses. In the beginning, the housing estates of the cooperatives attracted specialised workers, especially those coming from the Soviet Zone; at present, full employment causes the young people to stray off to industries offering higher wages. Thus rationalisation of production is considered to be of primary importance.

As many firms are small or even tiny, they are not able to organise the sale of their goods by themselves. It has always been characteristic of the Gablonz Industry that most of the marketing was done by special exporters accepting orders and placing them with the producers, one order being often executed by several firms. They see to it that the orders are executed in time and duly shipped, they watch the markets, and in consequence of their business connections of long standing, they continually influence production itself: in a line so utterly dependent on changing fashion, new developments must be closely watched, and production must be adapted to new conditions on the market in time. Besides those Gablonz exporters, there are a number of exporting firms in Bremen and Hamburg doing business for our industry, and some larger firms have export departments of their own.

The industry has succeeded in winning back the export to almost 130 foreign countries by re-establishing the old connections broken by the expulsion. Advertising, above all, turned to the American market whose share amounts to 40 per cent of the goods exported. OEEC and EFTA countries have, of course, not been left unattended. We give some export figures since the currency reform:

In the years	thousands of DM	In the years	thousands of DM
1949	160	1956	94 000
1951	28 000	1957	80 000
1953	73 000	1958	101 600
1955	103 000	1960	111 550

The upward trend was obviously cut short by the American recession in 1956/57, but has been continued since 1958, in spite of the Japanese export offensive. Inland sales show a rather similar development, with exports amounting to a rather stable 40 per cent. There is hardly inland competition, in spite of Pforzheim and Idar-Oberstein. Abroad Czech competition is making itself strongly felt. The Czechs, by nationalising the Sudeten German shops at Gablonz and setting up state-managed sales organisations ("Jablonex" and "Glass Export"), are in a position to undercut world prices in order to procure foreign exchanges or to create desired trade connections. There has been sharp Japanese competition, also Austria, the Soviet Zone and Spain with their lover wages, and sometimes with state subsidies, have a better start.

Looking back we can be satisfied to see the Gablonz Industry re-established from utter ruin, though we are quite aware that its position is far from being secure. Proof has been made that the trust put in its men by government agencies in the beginning was justified. But the lack of capital of its own must make an even transitory depression a matter of grave concern. Still yearning for their old home, the "Gablonzers" feel grateful for being allowed to develop their energies in Germany, and trust that their branch will prove a permanent addition to Germany's economy.

Gablonzer Schmuck

AUT-GABLONZ ▲

▼ NEU-GABLONZ

DIE ARBEITSGEMEINSCHAFT SUDETENDEUTSCHER ERZIEHER

Ein Tätigkeitsbericht

Über die Zielsetzung der sudetendeutschen Erziehergruppe, die heute in allen deutschen Bundesländern zusammen über 2000 Mitglieder umfaßt, ist nach dem, was darüber in dieser Zeitschrift berichtet wurde, nicht viel Neues zu sagen. Es wurde folgerichtig an den freiwillig übernommenen Aufgaben weitergearbeitet. Es sind Ungeduldige in unseren Reihen aufgestanden, denen es zu lange dauerte und die da meinten, die Zeit arbeite gegen uns, sie wäre sogar schon vorüber. Die Zeit . . . auch wenn es erst rund 10 Jahre sind ... hat den Beharrlichen recht gegeben. Erziehungsarbeit kann nur auf lange Sicht geplant und muß mit zäher Geduld durchgeführt werden. Und um Erziehungsarbeit handelt es sich im wesentlichen bei unserem Tun, wobei das Objekt der Erziehung nicht nur die Jugend, sondern vor allem auch der Erzieher selbst ist. Fortschritte haben sich doch, gerade auch in unserer Berichtszeit, die rund zwei Jahre umfaßt, angebahnt.

Wir stellen das mit einiger Genugtuung fest, die uns zu weiterem Tun anspornt, an unserem Hauptanliegen, *der deutschen Ostkunde*. Waren wir noch 1952 mit dieser Unterrichts- und Erziehungsaufgabe Rufer in der Wüste, beargwöhnt und mit unserem Streben isoliert, so hat sich doch gerade in der letzten Zeit gezeigt, daß in steigendem Maße Schulen und Hochschulen, Schulbehörden und höchste Stellen des Staates diesen Belangen gegenüber aufgeschlossen werden. Wir haben erwartet, daß in der bundesdeutschen Öffentlichkeit die Erkenntnis reifen werde, daß es sich bei der Beschäftigung mit Land, Leuten, Geschichte, Gegenwart und Zukunft des deutschen und mitteleuropäischen Ostens nicht in erster Linie um eine Angelegenheit der Vertriebenen, sondern um die Sache des ganzen deutschen Volkes handelt. Diese Hoffnung hat nicht getrogen, wenn auch längst nicht alle unsere Erwartungen erfüllt wurden. Aber der entscheidende Schritt wurde bereits im Jahre 1956 getan, als im März der Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen sein bedeutsames Gutachten „*Osteuropa in der deutschen Bildung*" veröffentlichte und als im Dezember des gleichen Jahres das Plenum der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder die „*Empfehlungen zur Ostkunde*" verabschiedete. Damit hatten die führenden pädagogischen Organe der Bundesrepublik Deutschland offiziell erklärt, daß die Kenntnis des deutschen und europäischen Ostens, die Kenntnis der Gebiete, aus denen die Deutschen nach dem Zusammenbruche 1945 vertrieben worden waren, die Kenntnis aber auch unserer Nachbarvölker in jenen Gebieten einen wesentlichen Teil der deutschen Bildung auszumachen habe. Damit war eine sehr notwendige Forderung aufgestellt. Nun war abzuwarten, wie sie sich durchsetzen werde. In der gleichen Zeit machte sich mit Recht von den verschiedensten Seiten der Ruf nach einer stärkeren politischen Bildung und Erziehung der deutschen Jugend bemerkbar, der bereits im Jahre vorher zu einem entsprechenden Gutachten des genannten Deutschen Ausschusses geführt hatte. Am Ende der verschiedensten Umerziehungsversuche nach Kriegsende, die letztlich zu einer gefährlichen politischen Gleichgültigkeit der deutschen Jugend geführt hatten, brach sich endlich die Erkenntnis Bahn, daß ohne eine politische Bildung, die auch die natürliche Liebe zu Volk und Staat bejaht, die Bundesrepublik Deutschland in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West nicht bestehen könne. Die berechtigten Forderungen nach Bewältigung der Vergangenheit mischten sich mit dem ebenso berechtigten Rufe nach einer politischen Bildung im Hinblick auf die unbewältigte deutsche Gegenwart.

In diesen nun allenthalben einsetzenden Bemühungen um eine praktische Verwirklichung der politischen Bildung fand auch die Ostkunde ihren Platz. 1959 hat sie Staatssekretär Thedieck vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen als einen wesentlichen Bestandteil der politischen Bildung und Erziehung der gesamten deutschen Jugend bezeichnet. Aus einer Forderung vertriebener

Erzieher ist somit diese pädagogische Aufgabe zu einem Teil des deutschen Bildungsplanes geworden. Sie ist ein Hauptabschnitt in der so dringend nötigen gesamtdeutschen Erziehung.

Damit stehen aber wir sudetendeutschen vertriebenen Erzieher gemeinsam mit unseren Leidensgenossen aus anderen Vertreibungsgebieten, gemeinsam aber auch, und das ist der große Fortschritt, mit allen bundesdeutschen Erziehern, ob man es nun schon allgemein erkannt hat oder nicht, mitten in der gewaltigen Auseinandersetzung zwischen Ost und West, die nach dem Willen der östlichen Machthaber mit den Waffen des Geistes ausgetragen wird, mit den gröberen der Propaganda und mit den feineren und nachhaltigeren der Erziehung. Wie stark sich der Osten auf diese Kampfart einstellt, geht u. a. aus einer Äußerung Ulbrichts vor dem Zentralkomitee der SED im Oktober 1957 hervor: „Der Sieg des Sozialismus in ganz Deutschland ist in erster Linie eine Sache der Erziehung der Menschen. Wir müssen die Schlacht an der pädagogischen Front schlagen und gewinnen."

Sehr unangenehm ist es den derzeitigen Machthabern in Pankow, Prag und Warschau, daß die Ostkunde im Rahmen der gesamtdeutschen Erziehung nunmehr in objektiver Weise die Wahrheit über deutsche Leistung, über deutsches Leid und über ehrliches freundnachbarliches deutsches Wollen für eine künftige Partnerschaft mit freien Völkern im europäischen Osten allgemein über Schule und Jugendgruppen unter der deutschen Jugend verbreitet. Diese Wahrheit ist geeignet, die östliche Fälschungs-, Täuschungs- und Zermürbungstaktik im deutschen Volke und im gesamten freien Westen unwirksam zu machen. Daher ist besonders in den letzten beiden Jahren in Rundfunk und Presse ein regelrechter Verleumdungsfeldzug von jenseits des Eisernen Vorhanges, aber auch durch hörige Presseorgane in der Bundesrepublik selbst gegen unsere Mitarbeiter wie gegen alle Befürworter der Ostkunde gestartet worden. Man hofft, daß wir den uns befreundeten Westmächten verdächtig erscheinen werden, wenn man uns als Faschisten, Revanchisten und Revisionisten bezeichnet.

Auf allen unseren Vorträgen und Tagungen der letzten beiden Jahre haben wir immer wieder betont, daß wir die Untaten des deutschen Regimes vor 1945 verdammen, daß wir aber ebenso auch vor unseren Schülern das fürchterliche Unrecht nicht verschweigen werden, das dem ganzen Volke durch die Vertreibung zugefügt wurde. Wir haben aber auch immer wieder betont, daß wir im Sinne der Charta der Vertriebenen unsere Jugend zu Verzicht auf Haß, Rache und Vergeltung erziehen wollen, zu ehrlicher, gleichberechtigter Zusammenarbeit mit den östlichen Nachbarvölkern auf Grund friedlicher Vereinbarungen und unter Verzicht auf Gewalt. Man verbreitet also planmäßig Unwahrheiten über uns, wenn man uns Faschisten und Revanchisten nennt. Wir nehmen es aber gelassen auf uns, wenn man uns als Revisionisten ansieht, denn das ist dank der Worte des Herrn Bundespräsidenten Lübke bei der Zehnjahresfeier der Charta der Vertriebenen im August 1960 kein Makel. Er nannte die Vertreibung aus der Heimat ein Unrecht und sagte: „Für eine neue, gute und gerechte Ordnung kann daher nur eine *Revision des Unrechtes* eine solide Basis schaffen. Damit meinen wir eine Revision im Wege der freien Verhandlung unter freien Partnern." In diesem Sinne verstehen wir den in die Zukunft gerichteten Teil unserer ostkundlichen Erziehungsaufgabe und lassen uns durch Vernaderungen nicht erschrecken. Wir haben es gerade im letzten Jahre immer wieder mit Genugtuung festgestellt, daß nicht nur der einfache Mann im deutschen Volke so denkt, daß auch die in Rechtsfragen heute sehr hellhörige Jugend diese Meinung vertritt, daß aber auch immer mehr unsere Politiker sich diese Ansicht aus innerer Überzeugung und aus dem deutschen Notstand heraus zu eigen machen.

Wir sudetendeutschen Erzieher haben in den vergangenen beiden Jahren alles getan, um mit unseren Mitteln die von uns gewünschte Entwicklung im obenbezeichneten Sinne zu fördern. Wir erkannten, daß wir dazu noch weit mehr Kräfte aus den eigenen Reihen aufrufen müßten, daß wir auch immer mehr die Anregenden sein müßten dafür, daß die binnendeutsche, die heimatverbliebene Leh-

rerschaft selbst zum Träger dieser gesamtdeutschen Aufgabe wird. Dadurch soll nicht nur die Zahl der an dieser Aufgabe Wirkenden stark vermehrt, sondern auch das moralische Gewicht dieses Anliegens bedeutend erhöht werden. Aus diesem Grunde waren viele unserer Mitarbeiter auch in der letzten Zeit stark eingeschaltet bei den in dieser Richtung wirkenden Bemühungen der unter unserer Mitwirkung geschaffenen *Bundesarbeitsgemeinschaft für deutsche Ostkunde*, die derzeit von dem Schlesier Schulrat i. R. Albert Schettler geführt wird. Drei Arbeitsgemeinschaften dieser auch einheimische Lehrerverbände neben den Erziehergemeinschaften aller Vertriebenen erfassenden Vereinigung werden von unseren Mitarbeitern geleitet (Baden-Württemberg: Rudolf Wollmann, Bayern: Theo Keil, Hessen: Fritz Zelta). Unsere Mitarbeiter Dr. Dr. Ernst Lehmann und Dr. Anton Willimek wirken im Vorstand dieser Bundesarbeitsgemeinschaft. Es entspricht den genannten Absichten, wenn zu den im letzten Jahre stattgefundenen Tagungen dieser Vereinigung, von denen einige durch unsere sudetendeutschen Erzieher vorbereitet und geleitet wurden, in steigendem Maße auch einheimische Erzieher eingeladen wurden. Zu der Tagung am Heiligenhof bei Bad Kissingen im Herbst 1960, die unter dem Leitwort „Die Völker Osteuropas im Unterricht" stand und die von unserem Landesvertreter für Bayern Schulrat Willinger geleitet wurde, brachte jeder der vertriebenen Erzieher einen einheimischen Kollegen mit. Einen äußerst wertvollen Beitrag zur Erweiterung der Zahl der Mitarbeiter hat unser junger Landesvertreter für Hessen, der aus der Deutschen Jugend des Ostens hervorgegangene sudetendeutsche Lehrer Fritz Zelta geleistet. Seiner Anregung und rastlosen Arbeit ist es zu verdanken, daß in Hessen in rund der Hälfte aller Landkreise mit Zustimmung des Ministeriums Arbeitsgemeinschaften für Ostkunde geschaffen wurden. 50% der oft sehr zahlreichen Teilnehmer sind Einheimische, zwei dieser Arbeitsgemeinschaften werden von einheimischen Schulräten geleitet.

Ähnliche Bestrebungen, jeweils den Landesverhältnissen angepaßt, sind in allen Bundesländern von Seiten unserer Landesvertreter im Gange. Um zunächst einmal möglichst viele sudetendeutsche Lehrkräfte zu erfassen, wurden in den letzten beiden Jahren im ganzen Bundesgebiet etwa 25 „Vertretertagungen" durchgeführt. Die besonders ausgewählten Lehrer und Lehrerinnen wurden in diesen Wochenendtagungen eingehend in Erziehung und Unterricht im Rahmen der Ostkunde eingeführt, es wurde aber auch mit ihnen besprochen, in welcher Weise sie auf örtlicher Ebene unter einheimischen und vertriebenen Lehrkräften für den Gedanken der Ostkunde werben könnten. Etwa 200 Vertrauensleute wurden auf diese Weise gewonnen. Es zeigt sich immer wieder, daß wir als Arbeitsgemeinschaft vor allem bei den aus dem Sudetenlande stammenden Lehrkräften, auch bei denen, die ihre Ausbildung erst nach der Vertreibung erfahren haben, am meisten Verständnis finden. Mit ihnen und den befreundeten Schlesiern und Donauschwaben, aber auch mit den aus den übrigen Vertreibungsgebieten stammenden Kollegen gilt es dann, die einheimischen Lehrkräfte zu gewinnen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß unsere Arbeitsgemeinschaft durch den Einbau der Ostkunde in die umfassende Aufgabe der politischen Bildung in stofflicher Hinsicht gerade in den letzten Jahren der Gefahr der landsmannschaftlichen Vereinzelung entgangen ist. In der eben beschriebenen Weise überwinden wir diese Gefahr auch auf organisatorischem Gebiete. Wir sind der Meinung, daß es sich hierbei um eine wirklich sinnvolle Eingliederung der vertriebenen Erzieher samt ihrem geistig-kulturell-politischen Erbe in Schule und Lehrerschaft der Bundesrepublik handelt.

Neben den vielen örtlichen Wochenendtagungen wurden auch in den vergangenen Jahren wie alljährlich seit 1952 unsere großen, bundeseinheitlichen sudetendeutschen Erziehertagungen durchgeführt. Aus der großen überragenden Gesamtaufgabe wurde dabei jedesmal eine Teilaufgabe eingehend und unter Heranziehung erster Fachleute erörtert. Von der inhaltlichen Seite gesehen zeigte sich an der Themenstellung im vergangenen Jahre besonders, daß sich unsere Arbeitsgemein-

schaft nicht nur, was man ihr eigentlich sehr hoch anrechnen müßte, stets als ein Rädchen im Gliederwerk des ganzen deutschen Volkes fühlte, sondern daß sie sich sehr wohl auch ihrer Aufgabe bewußt war, das pädagogische Organ der sudetendeutschen Volksgruppe zu sein, Verantwortung zu tragen für das besondere sudetendeutsche Erbe. Wir sudetendeutschen Erzieher hatten bei unseren grundlegenden Anregungen zur Ostkunde, die nun durch runde 10 Jahre gegeben wurden, genau so wie das Sudetenland auch Ostpreußen, Schlesien, das ungarländische Deutschtum, kurz alle deutschen Vertreibungsgebiete im Auge gehabt. Als aber nun im Zuge der oben geschilderten Entwicklung das Binnendeutschtum allmählich wieder sein Auge nach dem deutschen Osten wendete, da mußte es sich zeigen, daß man natürlich noch viel weniger als vom einstigen Osten des kleindeutschen Reiches von dem kampfumtobten Deutschtum außerhalb der Grenze von 1870 wußte, selbst bis in prominente Kreise hinauf. Als aus der angedeuteten politischen Entwickelung des deutschen Volkes heraus der deutsche Osten allmählich ins Gespräch kam, wollten die Gegner und die ewig Gestrigen im eigenen Volke wenigstens das lästige Sudetendeutschtum ausgeklammert wissen. Aus dieser Erkenntnis heraus stellte unsere Arbeitsgemeinschaft 1960 das *Sudetenland als Jahresthema* in den Mittelpunkt der Betrachtung. In einer Zeit, in der durch Unkenntnis, Unsachlichkeit, bewußte Täuschung und Propaganda die geschichtlichen Tatsachen verzerrt zu werden drohten, ging es uns darum, ein klares, selbstkritisches und historisch einwandfreies Bild dieser mitteleuropäischen Kernlandschaft zu zeichnen. Der Historiker Dr. Emil Franzel wurde von uns eingeladen, bei der repräsentativen *Erziehertagung zum Sudetendeutschen Tag 1960* in München zum Thema *„Böhmen, Mähren, Schlesien und das ‚Reich'"* zu sprechen. Er zeigte vor etwa 800 Zuhörern auf, daß die „Böhmische Frage" seit 1000 Jahren eine deutsche Frage gewesen sei, daß diese Ländergruppe 1000 Jahre zum Deutschen Reiche gehört habe, länger als das preußische Schlesien Kleindeutschlands. Er verwies dabei auch auf das Unverständnis der Weimarer Republik für die Stellung dieser Länder und ihre Bedeutung für Mitteleuropa und auf die versäumten Gelegenheiten dieser Epoche, mit der Tschechoslowakei in ein geregeltes Verhältnis zu kommen, das auch deren 3½ Millionen deutsche Einwohner mit berücksichtigte. Der ausgezeichnete Vortrag, der es verdient, in die Hände aller gebildeten Deutschen, aber auch in die unserer westlichen Freunde zu gelangen, wird demnächst durch unsere Arbeitsgemeinschaft veröffentlicht.

Das Pfingstthema wurde bei der *Sommerarbeitswoche am Hebelhof* unter dem Feldberg im Schwarzwald unter dem Leitwort *„Das Sudetenland"* vor 80 sudetendeutschen Lehrern und Lehrerstudenten aller Schulgattungen weitergeführt. Von vornherein war der Tagung die Aufgabe gestellt, aus der Fülle des gebotenen Stoffes in seminarartigen Arbeitsgruppen jenen Kern herauszuschälen, der zum Grundwissen über das Sudetenland auch des binnendeutschen Lehrers gehören müßte. Diese Stoffsammlung wird in Form einer knappen Broschüre herausgegeben werden. — Überreich war die Fülle des von ersten Kennern dargebotenen Stoffes, der für diese Aufgabe zur Auswahl stand. Professor Dr. Sedlmeyer, der Geograph der ehemaligen Prager Deutschen Universität, umriß in großer Sicht das Werden des alten Heimatraumes. Rührend und erhebend zugleich war es dann, den binnendeutschen Hochschullehrer alter Schule, den greisen Freiburger Volkskundler Professor Dr. Metz auf Grund persönlicher Erlebnisse schier unerschöpflich über die „Sudetendeutsche Kulturlandschaft" und ihre Wechselbeziehungen zu Südwest-Deutschland erzählen zu hören. Der seltene Wissenschaftler kennt jedes Dorf der deutsch-tschechischen wie der deutsch-französischen Sprachgrenze. Oberdirektor Kiesewetter, einst der führende Kopf im sudetendeutschen Kreditwesen, aus dem Lehrerstande hervorgegangen, charakterisierte die wirtschaftlichen Leistungen der Sudetendeutschen vor und nach der Vertreibung. Die „Stimme der sudetendeutschen Dichter im Chor der gesamtdeutschen Dichtung" ließ Dr. Schremmer, der Geschäftsführer der Künstlergilde der Vertriebenen, aufklingen.

Unser Landsmann und Amtsbruder Ramisch, selbst ausübender Künstler, stellte in trefflichen Worten und Bildern die bedeutendsten Vertreter der sudetendeutschen Graphik und Malerei vor. In hinreißender Weise schilderte der ehemalige parlamentarische Unterhändler der Sudetendeutschen mit Benesch, Dr. Hans Neuwirth, erst vor wenigen Jahren aus tschechischen Kerkern entlassen, die Tschechoslowakei einst und heute. Endlich befaßte sich Dozent Dr. Dr. Rabl als Staatsrechtler mit der rechtlichen Stellung der Sudetendeutschen im tschechoslowakischen Staate und zeigte rechtliche Möglichkeiten künftiger friedlicher Zusammenarbeit der Völker Mittel- und Osteuropas auf. In geschichtlichen Aussprachegemeinschaften unter der Leitung von Hans Komar wurde unter Zugrundelegung des oben genannten Franzelschen Geschichtsvortrages die sudetendeutsche Geschichte im Sinne der geplanten Broschüre durchgearbeitet. Die musische Umrahmung der ganzen Arbeitswoche versetzte die alten wie die vielen jüngeren Teilnehmer mit sudetendeutschem Lied, Tanz, Laienspiel und Instrumentalmusik auch noch durch die Kraft des Gemütes in die alte Heimat.

Wir können gerade für unseren Berichtsabschnitt sagen, daß immer mehr auch die jüngeren Lehrkräfte und die Lehrerstudenten in den großen Aufgabenkreis hineinwachsen, den sich unsere Arbeitsgemeinschaft vor 10 Jahren als Aufgabe gestellt hat. Das beweist die Arbeit in Hessen, das zeigt der Besuch unserer Sommer- und Winterlager, das beweist aber auch die Gründung eines eigenen *„Pädagogischen Ostkundekreises der jungen Generation"* auf einer unserer Tagungen des vergangenen Spätherbstes auf dem Heiligenhof.

Ein Höhepunkt in der Zusammenarbeit unserer jüngeren Amtsschwestern und -brüder ist immer das *Winterlager*. Gemeinsames Erleben in den verschneiten böhmischen Grenzwäldern am Lusen, frohes musisches Treiben nach den Weisen der alten Heimat an den langen Winterabenden, aber auch geistiges Vertiefen in den freiwillig übernommenen Aufgabenkreis der gesamtdeutsch-ostkundlichen Erziehung und Bildung formen Geist und Willen unseres Nachwuchses. 65 fanden sich wieder in der Jugendherberge, dem alten Ameishof in Waldhäuser zusammen, 15 konnten wegen Platzmangel nicht mehr aufgenommen werden. Diesmal ging es auch um ein Arbeiten mit der Hand. Unter der kundigen Leitung unseres Fachmannes für ostkundliches Werken, Erich Grund, schnitten die Teilnehmer bekannte sudetendeutsche Bauten als Linolbilder und druckten sie in schönen Wandteppichen zusammen. Es ist erstaunlich, was bei freiwilliger Einordnung in einem solchen Skilager alles geleistet wird. Zu alldem wurden in den Dämmerstunden noch Vorträge gehalten über „Die Stellung der Ostkunde heute" (2. Vorsitzender Alfons Urban), „Südtirol" (Urban), „Der deutsche Osten im Spiegel der Briefmarke" (Schmidt-Lomersheim, Einheimischer!), „Lehr- und Lernmittel zum Ostkundeunterricht" (Josef Heinrich); es wurden Filme über deutsches Land im Osten gezeigt, es gab einen sudetendeutschen Dichterabend mit Werken von Gustav Leutelt, und es wurde gemeinsam ein Laienspiel erarbeitet. Wie sehr wir uns dem Erbe der von dem Sudetendeutschen Walther Hensel geschaffenen deutschen Singbewegung verpflichtet fühlen im Sinne einer Weitergabe dieses unschätzbaren Wertes deutschen Volkstums, beweisen die eigene *sudetendeutsche Lehrersingwoche* (Eichstätt Ostern 1959) unter der Leitung von Oberstudiendirektor i. R. Dr. Hans Klein, eines engeren Mitarbeiters Walther Hensels, und die 3 Wochenend-Singtagungen des Jahres 1960 in Waldkraiburg. Uns ist als Erzieher bewußt, welche Kräfte uns gerade aus dem Bereiche des Musischen für unsere ostkundlichen Bestrebungen zufließen. Schließlich sei nicht verschwiegen, daß unsere wiederholten gemeinsamen *Großfahrten* nach Südtirol (auch 1960) sowohl von der Erlebnis- als auch von der Erkenntnisseite her Kräfte in den Jüngeren geweckt haben, die unserer ganzen, auf kameradschaftlicher Basis getragenen Arbeit zugute kommen.

Sollte ein vollständiger Bericht über alle unsere Arbeitsgebiete gegeben werden, so müßte noch von dem zähen Ringen um Fragen der beamtenrechtlichen Eingliederung unter der

Leitung von Roland Hoffmann, von dem immer noch sehr nötigen Rechtsschutz durch unseren alten, opferbereiten Freund Oberschulrat i. R. Franz Habermann und Hauptschulrektor i. R. Johannes Theimer gesprochen werden, aber auch von dem stillen Wirken unserer besten Mitarbeiter auf dem Gebiete der aktuellen deutschen Schulreform. Wir haben uns begnügt, unser Hauptaufgabengebiet herauszugreifen, bei dessen Betreuung wir der Meinung sind, eine wesentliche deutsche Aufgabe im europäischen Geiste zu erfüllen.

Theo Keil

ERHARD GOTTFRIED BÜRGER †

Die Familie, aus der der im Jahre 1897 in Warnsdorf Geborene stammte, ist bäuerlicher Herkunft, der Vater war Webwarenerzeuger. Der geistig rege Knabe stand in einer von bäuerlichem Herkommen und industrieller Betriebsamkeit geprägten Umwelt. Seine Realschulzeit schloß mit der Kriegsmatura 1914 ab. Er trat freiwillig in das Erste Tiroler Kaiserregiment ein, wurde zweimal verwundet und mehrere Male ausgezeichnet. Im Spätherbst 1918 geriet er in italienische Gefangenschaft. Nach der Heimkehr ging Erhard G. Bürger an die Landwirtschaftliche Hochschule Tetschen-Liebwerd. Schon da beschäftigte er sich, Angehöriger des „Böhmerlandkreises", weniger mit technischen und nur wirtschaftlichen Agrarfragen. Er suchte den bäuerlichen Menschen im Ganzen zu durchdringen, u. zw. — wie hätte es damals anders sein können? — immer unter der besonderen Blickrichtung auf das sudetendeutsche Dorf und seine Bedeutung im Volkstumskampfe. Durch Otto Kletzl, Emil Lehmann und Erich Gierach, damals führende Persönlichkeiten im sudetendeutschen Kulturleben, kam er dem Volkshochschulgedanken nahe und er beteiligte sich an den ersten Volkshochschulversuchen. Eine mit Hubert Preibsch und anderen bäuerlichen Volksbildnern und landwirtschaftlichen Organisationsleuten unternommene Studienreise in das Herkunftsland des Volkshochschulgedankens, Dänemark, regte ihn nach der Heimkehr zu einer Denkschrift über eine zu gründende „Sudetendeutsche Bauernvolkshochschule" an. Nach Mitwirkung an Volkshochschulkursen in Annabad (Schönhengstgau) und Zauchtel (Kuhländchen) hatte er Gelegenheit, seine Gedanken einem kleinen Kreis von Bauernführern in Mähren vorzutragen und zu erläutern. Überzeugt davon, gingen diese Männer (Hilmer, Preibsch, Hodina vor allem) daran, die Voraussetzungen für die Gründung einer solchen Bauernbildungsstätte in Mähren zu schaffen.

Die Wahl fiel auf das Schwefelbad Gr. Ullersdorf im Tesstal, das dem Zentralverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften gehörte. Es bot auch insofern eine gute Grundlage, als der Kurarzt und weitum im Lande bekannte Volkstumspfleger Dr. Riedl mit Mähr. Schönberger Volksbildnern und Jugendbewegten in den Gebäuden des Schwefelbades bereits Volkshochschulversuche unternommen hatte. Am 1. Nov. 1924 begann der erste Lehrgang der im Frühherbst gegründeten „Sudetendeutschen Bauernvolkshochschule", die bald danach den Namen „Deutsche Bauernschule" erhielt. Zu seinem ersten Mitarbeiter holte sich E. G. Bürger seinen Studienfreund Franz Künzel.

Neben der Erziehungsarbeit an der Bauernschule wandte sich E. G. Bürger mit seinen Freunden auch tatkräftig weit über das Land hinausgreifenden agrarpolitischen Ideen zu. Der gegen Ende der zwanziger Jahre nach Ullersdorf einberufene „Südostdeutsche Bauernkongreß" und die „Wissenschaftliche Arbeitstagung für Geschichte und Soziologie der Bauernbewegungen Mitteleuropas" versammelte hervorragende Agrarpolitiker aus den Ländern Mitteleuropas. Außer dem Reichslandbund war die niederösterreichische Bauernkammer durch ihren Direktor Dr. Dollfuß vertreten, die Tschechische Agrarpartei durch den ehemaligen Minister Mecirs, um nur diese zu nennen. E. G. Bürger erhielt damals ein Angebot des Präsidenten der „Vereinigung der deutschen Bauernverbände Berlin", Hermes, nach Deutschland zu kommen und einige Bauernschulen nach dem Ullersdorfer Muster ins Leben zu rufen.

Nach Beratungen mit dem Schulausschuß und seinen Freunden nahm Bürger das großzügige Angebot an. Er richtete zunächst die Bauernschule Schlauphof bei Liegnitz in Schlesien ein, deren Vorsteher er war. Darauf folgten zwei Schulgründungen in Westfalen und am Bodensee (nach dem Ullersdorfer Muster). Zu weiteren Neugründungen kam es infolge der Machtergreifung durch Hitler nicht mehr. Eine Weiterarbeit in den neuen Verhältnissen war unmöglich, ebenso standen aber auch einer Rückkehr nach Ullersdorf schwerwiegende Bedenken entgegen.

Volksdeutsche Kreise im Reich ermöglichten in jener Zeit E. G. Bürger den Ankauf einer mittleren Bauernwirtschaft in Kärnten mit der Verpflichtung, Jungbauern aus den südostdeutschen Sprachinseln aufzunehmen und nach Ullersdorfer Vorbild zu unterrichten. Auf diese Weise konnte er die Bauernschularbeit zunächst im kleinen fortsetzen. Nach der Einbeziehung Österreichs ins Dritte Reich ließ Heydrich E. G. Bürger verhaften mit der Begründung, er habe einen Ständestaat (nach Othmar Spann) propagiert und sei ein Vertreter des politischen Katholizismus. Auf Intervention Konrad Henleins in Berlin ließ man Bürger nach einigen Wochen wieder auf freien Fuß. Seine besondere und bewährte Begabung war aber nun völlig lahmgelegt.

Im Jahre 1939 als Reserveoffizier zur Wehrmacht eingezogen, geriet Bürger als Hauptmann, ausgezeichnet mit den beiden Eisernen Kreuzen, auch diesmal zum Kriegsschluß wieder in Gefangenschaft und verbrachte zwei Jahre in einem englischen Gefangenenlager. In dieser Zeit verlor sein als Leutnant aus dem Kriege zurückgekehrter Sohn auf tragische Weise das Leben. Dies und den Zusammenbruch aller Hoffnungen hat der eigenwillige und tatkräftige Mann bis zuletzt nicht verwunden.

Es brauchte Jahre, bevor er sich wieder mit ihn bewegenden Fragen beschäftigte und seine Gedanken auch schriftlich niederlegte. So schrieb er u. a. ein von Fachleuten als hervorragend bezeichnetes Buch über den Untergang des jugoslawischen Königreiches, dessen Drucklegung noch erfolgen soll. Am meisten am Herzen lagen ihm aber Agrarthemen, immer im Zusammenhang mit der Bauernschule, die er auch für bundesdeutsche Institute behandelte. Dabei dürfte ihm, der über seine Zeit uund die Grenzen seiner Heimat weit hinaussah, der Tod die Feder aus der Hand genommen haben.

SELBSTDARSTELLUNG EINER LANDSCHAFT

Das 2. Troppauer Großtreffen im September 1960 in Bamberg bot den Anlaß für eine umfangreiche Ausstellung „Troppau und das Ostsudetenland" in sämtlichen Ausstellungsräumen der kunstgeschichtlich bedeutsamen Bamberger Residenz. Diese exemplarische Ausstellung war nicht nur für die Vertriebenen und die Einheimischen eine schöne Gelegenheit, sich ein Bild von Kunst und Kultur der Landschaft Sudetenschlesiens und Nordmährens zu machen, sie war auch für alle, die mit der Veranstaltung und Durchführung beschäftigt waren, die Heimatkreisgemeinschaften, vor allem Troppau, die Künstlergilde und den Adalbert-Stifter-Verein, ein günstiger Anlaß, eine Übersicht über das erreichbare Material zu erhalten.

Mit fast 200 Titeln waren die bildenden Künstler vertreten. Der Gedenkteil wies nicht nur so stolze Namen auf wie den Architekten Josef Maria Olbrich und die Maler Adolf Hoelzel und Anton Kolig, sondern auch die weniger bekannten, aber desgleichen zu beachtenden Künstler aus dem Raum. Um einen Begriff zu geben, welche Komplexe noch angeschnitten wurden, seien wenigtens die Stichwörter Franz Schubert, Karl Ditters von Dittersdorf, Engelsberg-Schön, Therese Krones, Eichendorff und das Ostsudetenland, Sigmund Freud, Rudolf Rittner, Leo Slezak angeführt.

Auch war die Literatur von Meinerts „Fylgie" und Davids Bauernromanen bis zu den jüngsten Autoren der Gegenwart reichlich ausgebreitet. Man wünschte sich für jede Landschaft die Möglichkeit einer so repräsentativen Schau. -e-

BESPRECHUNGEN

DIE QUELLEN DES XX. JAHRHUNDERTS

Zum Beitrag Böhmens und Mährens

In einer Zeit, da eine einseitige Meinung, und zwar von der „anderen" Seite her, über die kulturelle Entwicklung in Böhmen und Mähren Fuß zu fassen droht und eine nationale Umfrisierung im Gange ist, oder zumindest die seit Jahrhunderten kontinuierliche Leistung der Deutschen in diesem Raum abgeschrieben oder doch umgangen wird, ist eine gesamteuropäische Ausstellung wie die in Paris gezeigte ein recht erfreuliches und gerechtes Ereignis. Als letzte der in den verschiedenen Ländern aufgebauten Jahrhundertausstellungen wurde unter den Auspizien des Europarats die Gesamtschau „Die Quellen des XX. Jahrhunderts", von 1884 bis 1914 (also bis zur Zerstörung der trotz allen Zwistigkeiten doch wirksamen europäischen Solidarität) eingerichtet. Mit einer stattlichen Zahl von Helfern (aus Deutschland Professor Dr. Kurt Martin, Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, aus Österreich der Direktor des Wiener Kunsthistorischen Museums Dr. Oberhammer) zeichnet als Präsident des Organisationskomitees Jean Cassou, der Chefkonservator des Musée National d'Art Moderne in Paris verantwortlich, in dessen Hause wir einer Fülle köstlicher und so nie zusammen gesehener Schätze begegnen.

Die Auswahl ist nicht nur reichhaltiger, sie ist auch vielseitiger und objektiver als die erste der „documenta" in Kassel oder sogar die sonst sehr lobenswerte Ausstellung „Fünfzig Jahre moderner Kunst" auf der letzten Brüsseler Weltausstellung.

Unter den 1346 Titeln, von denen verständlicherweise die Pariser Schule einen breiten Raum einnimmt, begegnen wir immerhin einigen Dutzend, die mit unserem Raum zusammenhängen.

Bei den großen Malern und Zeichnern der aufbrechenden phantastischen und surrealen Kunstwelt finden wir einige köstliche Blätter Alfred Kubins aus Münchner, Nürnberger und Wiener (Albertina) Besitz, lavierte und aquarellierte Federzeichnungen aus den Jahren 1902 bis 1911, darunter die „Höllenvision" aus dem Besitz des Prinzen Franz von Bayern und das berühmte Temperablatt „Die Geburt der Perle". Dr. Siegfried Wichmann, Konservator an den Bayerischen Museen, unterstreicht in seinem Katalogtext vielleicht zu wenig Kubins europäische Beziehungen, würdigt aber die besondere Welt von Kubins Roman „Die andere Seite".

Auch bei Gustav Klimt hätte seine europäische Ausstrahlung etwas stärker hervorgehoben werden können. Er ist, wie auch sein Schüler Egon Schiele (beide stammen ja zu wesentlichen Zweigen aus Deutschböhmen und waren dem Ursprungsland stets eng verbunden), würdig vertreten und besonders in seiner künstlerischen Vielfalt dargestellt, doch etwas zu sehr zur Innenarchitektur und reichlich vertretenen angewandten Kunst hingeschoben. Grandios ist die Auswahl des Frühwerkes von Kokoschka. Sie stellt ihn von seinen verschiedenen Seiten als Stilleben-, Porträt- und Landschaftsmaler dar, und das ist mit wenigen Beispielen repräsentativ gelungen, bis zum Graphiker, Buchgestalter und Plakatkünstler hin.

Endlich hat man sich auch des großen Initiators der ungegenständlichen Kunst und Lehrers einer neuen Generation Adolf Hölzel besonnen. Die leider nur zwei Öle sind trefflich ausgewählt. In diesen Entwicklungsabschnitt gehören auch die zwei Bilder des Tschechen František Kupka, der 1957 in Frankreich starb, wo er seit Jahrzehnten lebte und als Ahnherr der Abstrakten gefeiert wird.

Architektur und Innenarchitektur, verbunden mit der Reform des Lebens, spielen in dieser Ausstellung zu Recht eine sehr große Rolle. Während von den vier „Wiener Architekten" drei, Otto Wagner und die dem Jugendstil und dem Ornament (der eine bis zu seinem Tode 1908, der andere in modern abgewandelter Form bis in die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg) verbundenen, der Troppauer Olbrich und der Brünner Josef Hoffmann, in voller Würdigung ihres Lebenswerkes mit Fotos und Beispielen aller Anwendungsbereiche vertreten sind, ist der eigentliche Revolutionär und Lebensreformer, Adolf Loos, gleichfalls ein Brünner, nur mit einem kleinen Bild seines für die gesamte Architektur Europas, ja der Welt so wichtigen Wiener Hauses am Michaelerplatz dokumentiert. Zum Ausgleich hat allerdings Nikolaus Pevsner, das englische Komiteemitglied, Direktor der kunstgeschichtlichen Abteilung an der Londoner Universität, das Werk von Loos im Sammelbeitrag des Katalogs besonders herausgehoben. Die vielen Werkproben Olbrichs gehen vom Darmstädter Hochzeitsturm und verschiedenen Bauten auf der Mathildenhöhe über Teppiche bis zur berühmten Opel-Karosserie von 1906. Und bei Hoffmann genügt schon das von 1905 bis 1911 gebaute Palais Stoclet in Brüssel, um die Ausmaße seiner bahnbrechenden Kunst als Architekt, Dekorateur und Kunstorganisator sinnfällig zu machen.

Trotz herrlichen europäischen Beispielen ist die Plastik im Ganzen etwas dürftig vertreten. Es stimmt uns nachdenklich, daß man Hugo Lederer und Franz Metzner (der doch vor allem in die slawische Welt hinein als Anreger wirkte), geschweige gar Anton Hanak, den Lehrer eines Wotruba, gar nicht mehr zu kennen scheint. Aber an deren Bedeutung muß man ja auch in Deutschland selbst erst wieder mühsam erinnern.

In den nicht gerade modern und gefällig ausgestatteten Vitrinen gibt es noch manche Kostbarkeiten der gleichen Zeit zu entdecken: Unter den Partituren sei Gustav Mahlers 8. Sinfonie hervorgehoben, unter den Handschriften ein Brief Rainer Maria Rilkes an Max Halbe, datiert Prag, den 2./3. September 1895, von den Büchern Rilkes „Cornet", das heute so begehrte Inselbändchen Nr. 1, und sein „Malte Laurids Brigge".
Die Ausstellung ist ermutigend für alle, die noch an eine Zukunft Europas glauben und wissen, daß seine Quellen, darunter auch die unserer Heimat, noch nicht versiegt sind.

ERNST SCHREMMER

Heinrich Lützeler

WELTGESCHICHTE DER KUNST

979 Abbildungen im Text, 48 farbige und 272 einfarbige Tafeln, 830 Textseiten, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1959. Lw. halbled. DM 44.—.

Die Wiedergabe des Portraits Karls IV., Ausschnitt aus dem Votivbild, das der Prager Erzbischof Ocko von Vlasim in Auftrag gab, läßt die gute Ausstattung dieser Weltgeschichte der Kunst erkennen, deren erste Auflage bereits 40 000 betrug. Die Betrachtung aller kunstgeschichtlich wichtigen Erscheinungen aller Kulturen, aller Sparten von der Frühgeschichte der Menschheit bis zur Gegenwart, zwingt zur Beschränkung. Es ist naheliegend, daß das Bekannte dabei zurücktreten muß, daß Europa mehr im Vergleich als in einer Gesamtschau in Erscheinung tritt, wobei die Auswahl subjektiv sein muß. Aber die Hinwendung zu den früheren Kulturen außerhalb Europas, nicht als interessantes exotisches Salonobjekt, vielmehr als Ausdruck des Strebens nach Welterkenntnis und im Suchen einer Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Welt, ist nicht nur gut und nützlich, sondern geradezu notwendig in einer Zeit, die mit der Überwindung der Entfernungen die Welt zu einer Einheit werden läßt. Weitung des Blickfeldes und Überwindung engbegrenzter Sichten sind unumgänglich zur Herstellung ausgewogenen Kulturbewußtseins. Hier liegen die Vorzüge des Buches, die durch die subjektiven Betrachtungen nicht beeinträchtigt werden. Wenn man das Buch

unter dem Blickpunkt Mitteleuropa aufschlägt — das Unterfangen scheint schon dem Sinn und Zweck des Werkes entgegengesetzt — wird man trotzdem einige Anmerkungen machen müssen. Die Auswahl der Dokumente aus Böhmen-Mähren läßt Namen wie Hohenfurt (Wittingau) oder in späterer Zeit Dientzenhofer vermissen. Wird der Text zu Karl IV. wirklich ihm und seiner Zeit gerecht? *„Noch stärker bricht aus der stillen Feierlichkeit eines Votivbildes das bis zum Erschrecken persönliche Gesicht Karl IV. hervor. Auch die überhöhenden Gewänder des Herrschers vermögen nicht mehr die Schrankenlosigkeit seines Selbstseins einzudämmen. Um seine Jugend war die hohe Bildung des französischen Hofes, die auch im vollendeten Farbgeschmack des Bildes sich äußert. Um sein Mannesalter waren Pestnöte, Geißlerfahrten, Judenverfolgungen — man meint ihre Schatten auf seinem problematischen Gesicht zu sehen. Der Häßliche war schönheitsdurstig - Gründer des Veitsdomes, des Hradschin und der Karlsbrücke in Prag, Förderer einer mystisch-höfischen Malerei, die in einer ästhetischen Treibhausatmosphäre sich vollendete. Seine klugen, müden Augen verraten den Gegner aller politischen Träume, die sich die Wiederherstellung des mittelalterlichen Imperium und Sacerdotium erhofften. Aber im Herbst des Mittelalters glaubte er an den Sinn der Bildung — der gebildetste Herrscher seiner Zeit.“*

Der Verfasser, der 1940 aus seinem Amt als Hochschullehrer entfernt wurde, hat rund zwanzig Jahre zur Fertigstellung benötigt! Wer die erläuternden und einschränkenden Überlegungen des Verfassers zur Notwendigkeit einer universalen Kunstbetrachtung liest, wird die Maßstäbe haben, die ihn das Werk mit Gewinn lesen und benützen lassen.

Dr. Viktor Aschenbrenner

ALMA MATER PRAGENSIS

Ein Dank an Prag und seine hohen Schulen. Festausgabe aus Anlaß des 80. Stiftungsfestes der Prager Burschenschaft Arminia (hrsgg. u. gestaltet von Dr. Franz Böhm, Erlangen, Karl Müller, 1959, 135 S. ill.)

Stadt, Universität und Studenten, das sind die drei Kristallisationspunkte für die zahlreichen Beiträge, in die sich Wissenschaftler, Schriftsteller und Dichter teilen. Die gut ausgewählten Quellen der Prager Universitätsgeschichte entstammen Arbeiten von Prof. Dr. Anton Blaschka, über die Universitätsgeschichte handelt Prof. Dr. Weizsäcker, von der deutschen Geistesgeschichte erzählt Prof. Dr. Herbert Cysarz. Die ausgewählten Dichtungen zeugen von der Liebe und Bewunderung, die die Stadt in den Herzen aller Besucher weckte und deren Zwiespältigkeit ihr Schicksal zu sein scheint. Der Herausgeber Dr. Böhm hat mit diesem Buch zum 80. Stiftungsfest einer Prager Burschenschaft, die in München weiterbesteht, nicht nur vielen Akademikern eine Freude bereitet, sondern Wünsche erfüllt, die neue Wünsche wecken.

Dr. V. A.

Max Brod

STREITBARES LEBEN

Autobiographie (Kindler-Verlag, München, 1960. Gln., 543 S. 1 Porträt. DM 19.80)

Es ist ein gutes Gefühl zu wissen, daß Max Brod, der letzte Überlebende des Alt-Prager Dichterkreises aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, nach dem durch die Hitlerjahre erzwungenen Stillschweigen noch einmal mit einer ganzen Reihe erzählender Bücher auch bei uns wieder zu Wort kommen konnte. Mit seinem Namen bleibt für immer die „Entdeckung“ des früh verstorbenen Franz Kafka verbunden, sein künstlerischer Spürsinn, dessen Spannweite nicht übersehen werden darf, hat aber auch als einer der Ersten die ragende Bedeutung des großen tschechischen Komponisten Leoš Ja-

náček, des Meisters der „Jennufa", wie des durch seinen „braven Soldaten Schwejk" indessen unsterblich oewordenen Prager Vorstadtgenies Jaroslav Hášek erkannt. Fast jedes der eigenen Bücher Max Brods trägt autobiographische Züge. In diesem wollte er, dem Untertitel gemäß, aber ausdrücklich sein Leben, sein „streitbares" Leben erzählen. Eine Autobiographie im eigentlichen Sinne des Wortes ist es trotzdem nicht geworden — sprunghaft werden die verschiedensten Lebenssituationen und die zahlreichen Menschen geschildert, die Brods Lebensweg gekreuzt haben. Aber dabei ziehen das alte Prag vor 1914, der Erste Weltkrieg, die tschechoslowakischen Jahre bis 1938 und zuletzt die ebenso mühsamen wie erfolgreichen Aufbaujahre in Palästina an uns vorüber und allein die ungewöhnliche Fülle bekannter Persönlichkeiten aus dem kulturellen und politischen Leben seiner Zeit, die hier — wenn auch oft nur episodisch — auftaucht, macht die Lektüre dieses Buches in hohem Maße anregend. Jede Zeile des Bandes, dem im Einzelnen Irrtümer nicht fremd sind, verrät, daß Max Brod zu jeder Stunde ein glaubwürdiger und charaktervoller Mensch gewesen ist, den auch die beklemmenden Erlebnisse der Hitlerbrutalitäten niemals zu blindem Hasse verführt haben, was wir bei anderen, vor allem Jüngeren, so oft haben erkennen müssen. Das Buch zeigt überzeugend, wie dieser völlig im deutschen Kulturbewußtsein herangewachsene und daran bis zuletzt festhaltende Max Brod frühzeitig dazugekommen ist, sich zum angestammten Judentum zu bekennen, und wie er gerade dadurch zu einem inneren Rückhalt kam, der so manchem seiner begabten Freunde versagt geblieben ist. „Streitbares Leben" ist ein Buch, das sich ausgezeichnet liest, vielfache Einblicke gibt in die geistige Welt der letzten sechs Jahrzehnte und damit geeignet ist, auch diejenigen, die Alt-Prag nicht mehr selbst erlebt haben, vieles erkennen zu lassen, was gerade in unseren Tagen — wenn auch meist nur noch historisch — bedeutungsvoll geworden ist.

Dr. August Kurt Lassmann

Reinhard Pozorny

FINALE IN AGNETENDORF

2. Auflage, Erzählungen (72 Seiten, 3.50 DM Bogen-Verlag, München-Stuttgart).

Reinhard Pozorny ist ein Erzähler, dem zuzuhören man niemals müde werden kann. Denn er erzählt so pointiert, so gerafft und dennoch locker, daß man ihm mit Vergnügen dorthin folgt, wohin er einen mit seinen Erzählungen führt, da zu einer historischen Begebenheit, dort zu einem persönlichen Erlebnis. Die blutvolle Anteilnahme, die er den Objekten seiner Geschichten widmet, sichert ihm die Anteilnahme seiner Leser. Niemals verliert er sich im behaglich-breiten Fabulieren, das für den Leser zuweilen so ermüdend werden kann. Er plaudert, aber er fabuliert nicht. Mit wenigen Strichen schon kommt er aus, um die Konturen zu setzen. Einige Sätze — schon ist die Atmosphäre da, die er suggerieren will, schon die Gestalt, und er braucht nicht viel mehr, um ihre psychologische oder historische Perspektive zu geben. Und während er scheinbar absichtslos erzählt, enthüllt sich nach und nach der Sinn, spielerisch fast, ohne die Freude am Erzählen zu beschweren.

Zehn der schönsten Erzählungen, die in dem liebenswert ausgestatteten Bändchen des Bogen-Verlags zusammengenommen wurden, sind nahezu alle thematisch in unserer Heimat angesiedelt. Sie führen uns nach Prag oder Wien, sie führen uns auf Schlösser in Mähren und in kleine, verträumte Orte in Böhmen, sie führen uns in die Heimat Eichendorffs und Ludwig Richters. Jeder Ort, jede Landschaft gibt der Geschichte, die in ihr spielt, eine eigene Atmosphäre. Zumeist sind es die großen Künstler unseres Volkes, Hauptmann, Kleist, die Ebner-Eschenbach, Eichendorff, Ludwig Richter, die diese Erzählungen in ein eigenes Licht rücken. In anekdotischer Art hebt Pozorny einen Zug ihres Wesens heraus, eine charakteristische Begebenheit ihres Lebens, eine Äußerung — und erhellt von hier aus ihr ganzes Schicksal und Sein blitzartig. Wenn er es hier versteht,

sich hinter dem Gegenstand seiner Betrachtung zurückzuziehen, dann weiß er bei anderen Erzählungen wiederum in anziehender Weise den Dingen persönliche Färbung zu geben. Mit welch keckem Charme plaudert er von seinem Besuch beim Grafen Sporck, in jenem Park der Allegorien, von denen ihm jede einzelne so viele Geheimnisse zu verraten hat. Charme — das ist es überhaupt, was Pozornys Stil am besten kennzeichnet. Charme nicht nur im Heiteren, Charme auch im Ernsten, denn gerade da erweist sich seine lösende und befreiende Kraft.

Dr. L. Schacherl

DIETZENSCHMIDT ZUM GEDÄCHTNIS

Dem begabten sudetendeutschen Dramatiker will eine Schrift gerecht werden, die vom Königsteiner Institut für Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, Sudetendeutsche Abteilung, herausgegeben worden ist. Dr. J. Tschech, der schon in seiner Prager Dissertation über den katholischen Expressionisten Dietzenschmidt (1893 in Teplitz-Schönau geboren, 1955 in Eßlingen gestorben) gearbeitet hat, erklärt ihn in seinem eigentlichen Wesen in einer tiefschürfenden Abhandlung, zeigt seine Aktualität sowohl im Thematischen sowie auch im geistig-seelischen Urgrund und stellt ihn neben die Dichter unserer Zeit, die von einem ähnlichen Anliegen bewegt und zur dichterischen Aussage gedrängt werden. Es wäre eine höchst verdienstvolle Aufgabe der deutschen Bühnen, sich endlich dessen anzunehmen, was von seinen Werken bleiben wird. In „Selbstbiographie" bekennt sich der Dichter zu seinem Ahnenerbe; ferner stellt er in einer „Ersten Hilfeleistung für den geplagten Rezensenten" Angaben zu Stoff und Idee seiner Werke zur Verfügung. Ganz besonders sind die Volkskomödie „Vom lieben Augustin", das Schauspiel „Hinterhauslegende" und das Mysterienspiel „Marias siebente Herrlichkeit" von einer Kongruenz in Gehalt und Gestalt geprägt, die sie zum bleibenden kulturellen Besitz der Deutschen werden lassen sollte. Das Bändchen enthält ferner die einfühlsame und sprachlich großartig gestaltete Grabrede von Josef Mühlberger, sowie Erinnerungen an bedeutsame und weiterwirkende Begegnungen mit dem Dichter im Kreise der sudetendeutschen katholischen Jugendbewegung von Heinrich Schubert und schließlich Gedichte und Szenen aus „Hinterhauslegende" und „Vom lieben Augustin". Möge das Bändchen der Auftakt sein zu einer bald einsetzenden Dietzenschmidt-Renaissance. (72 S., Preis DM 3.80)

Dr. Z.

Extracts from some Articles of the Present Issue

THE WORKING COMMUNITY OF SUDETEN GERMAN EDUCATORS (EXTRACT)
A Report on its Activities

The group consisting of about 2000 members spread over all German Federal Lands has been in existence for 10 years, this is a report on its activities in the last two years. Its principal concern was "German Information about the East" (Deutsche Ostkunde). In 1956 the German Comittee for Scholastic and Educational Organisation (Der Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen) published its important expert opinion on "Eastern Europe in German Education", and in the same year The Standing Committee of the

Ministers of Education passed its"Recommendations concerning Information about the East (Empfehlungen zur Ostkunde"). Thus the two leading educational agencies had officially declared the knowledge of those territories and poeples desirable — a demand for which the Sudeten German Educators had been fighting a lone hand already in 1952. It fitted in with the demand for a more thorough political education of the German youth. Thus the Sudeten German Educators are in the forefront of the spiritual struggle between East and West. (In October 1957 Ulbricht said in the Central Committee of the SED: "The victory of socialism in the whole of Germany is, above all, a matter of education. We must fight and win the battle on the pedagogical front.")

The fact that Information about the East spreads factual knowledge about German achievement, German suffering and German readiness for honest neighbourly relations with free peoples in Europe's East is very akward for those at present in power at Pankow, Prague and Warsaw, since their attempts at falsification and demoralisation in Germany and the Free World are thereby thwarted. It is therefore that they have started a downright campaign of slander against all advocates of German Information about the East calling them fascists, "revanchists", and revisionists. Again and again we condemned the atrocities committed by the German regime before 1945, but we could not pass in silence over the terrible injustice of our expulsion. We have always stressed our intention, according to the Refugees' Charter, to renounce hatred, revenge and retaliation and to cooperate with our Eastern neighbours on the basis of agreement and without recourse to force. Here we can quote the words spoken by President Lübke at the celebration of the tenth anniversary of the Refugees' Charter in August 1960. He called the expulsion an injustice and said: "For a new, good, and just order only a revision of that injustice can create a solid basis. Thereby we mean a revision by way of free negotiation between free partners!"

This is also our interpretation, and we have the satisfaction to see the man in the street as well as our young people increasingly adopting this attitude.

The Sudeten German Educators have done all in their power to promote this development. They are quite aware that by far more of their own people should be induced to join this campaign, and that also teachers who are not refugees must become champions in this all-German task. The Sudeten German Educators are represented in the Federal Working Community for German Information about the East, which at present is headed by a Silesian; three Working Communities on the Land level (Baden-Württemberg, Bavaria, Hesse) are headed by Sudeten German Educators, and two are members of the Executive Committee of the Federal Working Community. In Hesse, in half the number of counties Working Communities have been formed, 50 per cent of their members being old residents of this land. In the past two years 25 week-end meetings of representatives have been held, and about 200 delegates have been won in this way who will try to spread Information about the East and the methods of teaching it.

As before, in these two years great annual meetings on a Federal basis were held; in 1960 Dr. Emil Franzel gave an excellent lecture on "Bohemia, Moravia, Silesia, and the Reich" at the Educators' Meeting of the Sudeten German Day in Munich, which will be published shortly, and the Sudetenland was made the "Theme of the Year", which was also taken up in the Summer School at the Hebelhof in the Black Forest: 80 teachers tried to formulate the basic knowledge about the Sudetenland that should be at every teacher's disposal. Professor Dr. Sedlmeyer, geographer, Professor Dr. Metz, folklorist, prominent lawyers, artists, economists etc helped to win a critical and clear idea of that core of Central Europe. More and more young people are drawn into these activities, attendance at Summer and Winter Camps is rising, and last autumn the "Pedagogical Circle of the Young Generation for Information about the East" could be organised. The young generation is especially attracted by the Winter Camps, last year 65 gathered in the youth hostel below the Lusen

in the Bohemian Forest, and 15 more could not be accepted for lack of accommodation. At Easter, 1959, a Sudeten German Teachers' Singing Week was held at Eichstätt, and three week-end singings at Waldkraiburg showed in 1960 how loyal the Sudeten Germans are to Walther Hensel's movement. In 1960 the excursion to the South Tyrol was repeated. Besides, the tough struggle for an adequate legal status of Sudeten German teachers was carried on, and the best men of the Working Community cooperated in the topical questions of German scholastic reform. This report was made by Theo Keil, Chairman of the Working Community of Sudeten German Educators.

WOLFGANG ROSCHER

HEINRICH SIMBRIGER, A SUDETEN TWELVE-TONE COMPOSER

(Extract)

When you face Simbriger in his home and hear his works, you begin to ask to what extent this life and work are typical of the change of times leading from Old Austria's grand and charmingly morbid Late and New Romanticism into today's uprooted isolation of a German musician from Bohemia. Simbriger's grand-uncle was the Sultan's solo fluteplayer at Constantinople, his two grandfathers were officers in the Austrian army, his parents' house stood at Aussig on the Elbe, where his father, a Transylvanian Saxon, had settled as a specialist in dentistry. His beautiful and elegant mother died at his birth in 1903, thus Heinrich was brought up with his grandparents in the Wachau. But he soon returned to Aussig to attend the primary and secondary school there. The zoology of the lower animals was his first hobby, later it was literature, finally music: after he had gone through a fever of writing poetry in his puberty, he made his first attempts at composition — already then he seemed to be under the compulsion to work his way through a rich cultural inheritance.

Gustav Mahler's "Song of the Earth", that sweet and late product of an over-ripe epoch, was his first great musical experience, but also Bruckner's Eighth Symhpony was among the idols of the young student. He began his studies at the German Academy for Music and Pictorial Art in Prague, after some unwilling attempts at dentistry, medical studies and German and English philology. The history of music and the philosophy of Professor Christian von Ehrenfels, founder of Gestalttheorie, had a much stronger appeal — so soon he had renounced all bread-winning studies. The German text quotes what Simbriger tells of his two musik teachers, Zemlenski and Fink. The latter had written a number of piano pieces in a strange sort of expressionism, which he called "Visions"; Simbriger, in a wanton mood, composed a persiflage trying hard to bring together what horrid discords he could. Finke did not turn him out, as he had expected, but arranged a public recital which was a considerable success. Simbriger was at variance with himself. He, brought up in the classical and romantic tradition, was now a member of the "Society for Private Musical Recitals" thus getting to know the latest works of Schönberg, Berg, Webern etc. From now on it was his principal aim as a composer and a theorist to bring about an organic amalgamation of those two musical worlds seemingly so irreconcilable.

Those inner tensions added to his bad health, and he had to spend some time in cure-centres for consumptives; then he went to Italy for a year. After his recovery he did not return to Prague, but continued his studies at the Munich Academy of Music and as a private disciple of Joseph Haas, who recommended him as a teacher of counterpoint to the Conservatoire at Cologne, where he was refused as a "foreigner". Thus he turned to Vienna, where Joseph Lechthaler taught him Catholic church music. But the modernists here crossed his way again, he joined the circle around Joseph Mathias Hauer whose twelve-tone technique, clearly

differing from Schönberg's dodecaphony, fascinated him by the cogent logic of its rotating spiral sequences. In those years Simbriger's first comic one-act opera was written ("Such a Free Bachelor") and produced at Aussig; on that occasion he got to know the Swiss poet M. F. Schell, whose "Judith" was the text of his second opera. (He is the father of the well-known film actress Maria Schell.)

In those years Simbriger made no use of modernist techniques, though he knew Strawinsky, Hindemith, Bartok, and had thoroughly studied Schönberg and Hauer: he obviously shied away from techniques the meaning of which he had not yet entirely made his own, which shows his artistic honesty and explains the slowness of his development. Obviously thinking his education still unfinished, he took up studies of ethnology and music at the University of Vienna specialising in Oriental and Far-Eastern music and cultures; with the same acumen with which he had once studied lower animal life, he now applied himself to the categorical question: In what forms can music ever make its appearance? His thesis on "Gongs and Gong Chimes" won him the degree of doctor of philosophy and was reprinted by the International Institute for Ethnography at Leyden two years later.

Such penetration and amalgamation of his far-flung interests showed up in the considerable growth and enrichment of the composer's work. The "German Hour of the Czechoslovakian Radio" then made it a rule to broadcast his latest works. Thus it is little wonder that he again turned to Prague where he worked together with the Czech composer Alois Hába exploring certain possibilities of quarter tones, and sixth parts of tones, which, however, proved of no practical consequence for his own compositions. What then followed was the painful path through the political catastrophes of those years. When the Minorities' Broadcasting Station of Prague-Melnik was opened, he was made its musical director, but he had hardly entered upon his duties when the elections of May 1st 1938 made everything look questionable. Thus he went to Holland trying to embark for the countries of his studies of Eastern music and to escape the threatening war. When these plans failed he returned to his native Aussig, which in the meantime had joined Germany with the Sudetenland. His five a capella songs on texts by Stefan George were a great success at the German Choir Festival in Graz in 1939, but then the war broke out. For a time he became a music teacher at a secondary school at Tetschen-Bodenbach. He made the acquaintance of Emil Merker, many of whose poems he set to music. Chamber music and songwriting have been his preferred activities from now on. In April 1943 he was called up, he saw service in Northern Norway and in Brittany, as a French prisoner of war he wrote a popular quartet, in tents and huts he tried to reconstruct his lost theoretical writings.

At the age of 43 he had to start afresh, working as a piano teacher, rehearser, and church musician at Murnau/Bavaria. But at the same time he went on composing and working at his "Complementary Harmonics", besides, he published a book on Old China. For a time he was the cultural editor of the "Sudetendeutsche Zeitung" in Munich, organised the music department of the Esslingen Artists' Guild etc, etc.

Simbriger's style has in the meantime condensed into clear-cut though manifold forms. It is purely dodecaphonic now, Hauer's influence is felt, but the leading principles are those of his "Complementary Harmonics", which book we hope soon to see come out. In 1956 he gave a lecture on the "Situation of Twelve-Tone Music" on the International Congress for Musical Sciences in Vienna, in 1959 he delivered a similar lecture in Berlin. His works are on the radio program and in the concert halls of many cities.

What about the fact that for years Simbriger has been buying his artistic existence for the statistical management of the Bavarian brickworks? Artistic achievement is a value which depends on the demands of a cultural landscape, it can be recognised only by the understanding eye of a generation united by the same destiny. Today he is 58 years, the number of his works is 150; 50 of them find the composer's approval after strict self-criticism: operas,

concertos and orchestral works, temporal and spiritual choirs, and above all, chamber music and songs. Among the most subtle and inspired works is opus 99, a sort of solo cantata for alto voice, flute and piano on Merker's "Autumn". Of a similar enigmatic melancholy is his "Elegy for English horn, solo violin and deep strings", opus 94. The variations for a quintet of wind-instruments, opus 103, are perhaps his ripest work.
Concerning the criteria of his style we may say that Mahler's "Song of the Earth" has never lost its importance for Simbriger's emotional attitude. The "late", dreamy, over-ripe tones are his best. Hindemith's optimism, the classical Strawinsky's sacral monumentality, Bartok's folklore have been of little consequence. Only Schönberg, that legitimate scion of Late Romanticism, has proved of decisive influence, not through his technique, or his hectic tonal phantasy, or his doctrinary pathos, but through his "proprium et ipsissimum", his expressive lament combined with a brooding form. Thus Simbriger has developed his style out of the great traditions of the last century, taking up the Austrian and German-Bohemian inheritance, he has won the technique of his setting from modern dodecaphony, and he has amalgamated all these elements in the tonal and structural medium of his artistic statement. There is no longer a gap between the old and the new elements, his personal style has bridged it, being just as traditional as it is evolutionary and modern.

Zu den Autoren dieses Heftes:

Dr. Heinz Zatschek, Univ. Prof., Direktor des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien.
Dr. Johannes Strosche, Studienrat im Bayrischen Staatsministerium für Kultus und Unterricht, München 9, Geroldstraße 30.
Dr. Johannes Langfeldt, Bibliotheksdirektor, Mühlheim a. d. Ruhr, Am Steinknappen 48.
Dr. Wolfgang Roscher, Dozent, Gronau, Hannover, Sauerweinstraße 2.
Dr. Rudolf Quoika, Prof. i. R., Freising/Obb. Am Vogelherd 19
Dr. Bruno Brehm, Alt-Aussee, Steiermark (Österreich), Nr. 137.
Dr. Eugen Lemberg, Prof. an der Hochschule für internationale pädagogische Forschung in Frankfurt/M., Wiesbaden, Dambachtal 28.
Dr. Altgraf Christian Salm, Hauptkonservator der bayrischen Staatsgemäldesammlungen, München 2, Meiserstraße 10.
Dr. Ernst Schremmer, Eßlingen/N., Auchtweg Nr. 26.
Dr. Alfred Richter, Geschäftsführer des Verbandes der Gablonzer Industrie e. V., Bonn, Zeppelinstraße 60.
Theodor Keil, Rektor, Waldkraiburg/Obb., Eichendorffstraße 5a.
Dr. Josef Schneider, Studienrat, Freising/Obb. Rabenweg 13.
Herbert Wessely, Karlsruhe, Draisstraße 16.

HINWEISE:

Im Heft 1 dieses Jahrganges war in der englischen Inhaltsangabe des Beitrages über Rudolf Kauschka der Autor *Emil Merker* auf S. 78 irrtümlich als *Ernst* Merker zitiert worden.

In dem Beitrag über Guido Rotter von Dr. Bruno Schier im Heft 1/1961 muß auf Seite 35 die Zeile 12 von unten richtig heißen:

„birgsvereine vom 25. März 1888 zu Tetschen an der Elbe zur Folge. Neben dem Ge-"

Wir bitten um Berichtigung.

Von Leo Hans Mally veröffentlichen wir in diesem Heft auf S. 91 Vier Sonette über Prag. Der Autor begeht am 18. Juni d. J. seinen 60. Geburtstag. Wir bringen in der nächsten Folge eine Würdigung des Dichters und seines Schaffens. Ebenso blieb die Würdigung des diesjährigen Fördererpreisträgers Walter Heidrich (vergl. S. 132), Intendant der Niedersächsischen Landesbühne und Begründer der Sudetenbühne, dem nächsten Heft vorbehalten. Das Heft 3 erscheint im September.